

DIE ZEIT DAS  
PHILOSOPHISCHE  
*Menü*

Ausgewählte ZEIT-Artikel über

SCHÖNHEIT

## SCHÖNHEIT

Warum ist Schönheit so wichtig in unserem Leben? Schon die Philosophen der Antike waren gepackt von dieser Frage, und noch heute, allem technischen Fortschrittsdenken zum Trotz, scheint die Macht der Schönheit nichts von ihrer Rätselhaftigkeit verloren zu haben. Warum ist diese Macht so mächtig groß?

Das Rätsel der Schönheit beginnt damit, dass sich der Mensch vieles schönsehen, schönedenken kann. Diese Erfahrung kennen wir ja alle: Unser Geschmacksempfinden wandelt sich, und was wir vor Jahren noch attraktiv fanden, sei es ein Popstar, ein Hemd oder eine Zimmerpflanze, ist mit einem Mal aus der Zeit gefallen und wird auch so wahrgenommen – als verblasste, als ehemalige Schönheit. Nur die Eigensinnigen werden behaupten, nein, gerade das Cordsofa, das eben noch zeitgemäß erschien und jetzt als spießig gilt, werde in Zukunft wieder als Inbegriff des zeitlos Schönen gelten. Jedenfalls scheinen unsere Vorstellungen dessen, was als gelungen und wohlgeraten erscheint ist, nicht besonders einzigartig und persönlich zu sein; sie sind immer auch Moden unterworfen, sie werden geprägt vom Kulturkreis, in dem wir leben. Selbst ewige Schönheit, könnte man sagen, ist dem Geschmackswandel unterworfen.

Aber stimmt das? Gerade in der Hirnforschung meinen viele, dem Geheimnis unserer Wahrnehmungen auf der Spur zu sein. Manche Forscher vermuten, dass uns ein darwinistischer Schönheitsimpuls eingepflanzt sei: Alle machen sich schön, um als begehrenswert, als vital zu gelten. Entsprechend blüht die Schönheitsindustrie,

boomt die Schönheits-Chirurgie, denn wer schön ist, dem scheint ein gutes, ein begehrenswertes Leben sicher. Schöne Schüler bekommen bessere Noten, schöne Angestellte eher eine Gehaltserhöhung.

Und doch: Zu viel Schönheit wird oft als steril oder »unwahr« empfunden. Auf computergenerierte Porträts, bei denen die linke und die rechte Gesichtshälfte perfekt symmetrisch sind, reagieren viele Menschen irritiert und mit Ablehnung. Und denken wir an Venedig, eine Stadt, die vor sich hin modert und dem Untergang geweiht ist – und nicht zuletzt deshalb als schön gilt.

Das Schöne bleibt also nicht nur eine Sehnsucht, sondern auch ein Gesellschaftsspiel der Moden und Wahrnehmungsweisen. Ob in der Kunst oder im Leben, immer wieder muss neu ermittelt werden, wie sich Schönheit anfühlt, wie sie sich in Worte fassen lässt und welche Bedeutung ihr zukommt. Darum ist sie so relevant in unserem Leben: Der Mensch ist frei, nach dem zu fragen, was ihm wichtig ist, was erstrebenswert. Und im Schönen findet dieses Streben seinen Ausdruck.

Hanno Rauterberg

<b>Vorwort</b>	<b>5</b>
Von Hanno Rauterberg	
<b>Der Schönheit eine Chance</b>	<b>9</b>
Roger M. Buerger, der Leiter der nächsten Documenta in Kassel, über das wachsende Bedürfnis nach einer schönen Kunst – und was dies über unsere Hartz-IV-Gesellschaft und die Zukunft des Kapitalismus sagt	
<b>»Schönheit ist die Freude am Lebendigen, am Unregelmäßigen«</b>	<b>14</b>
Chemie-Nobelpreisträger Roald Hoffmann veröffentlicht Formeln – und Verse. Der Biophysiker und Bestsellerautor Stefan Klein spricht mit ihm über die Anmut des Elementaren	
<b>Was ist Schönheit?</b>	<b>26</b>
Erstaunlich viele Künstler beschäftigen sich mit Fitnesswahn, Modekult und Botoxsucht. Nur das Schöne der Kunst bleibt ihnen seltsam fremd. Ein Erklärungsversuch Von Hanno Rauterberg	
<b>Liebliche Täler, karge Halden</b>	<b>31</b>
Was ist eine schöne Landschaft? Wie Landschaftsplaner Ästhetik, Vielfalt und Eigenart messbar machen Von Georg Etscheit	

**Objektiv gesehen****36**

Am Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik  
in Frankfurt am Main erforschen Wissenschaftler,  
was wem warum gefällt  
Von Alard von Kittlitz

**Ist Schönheit göttlich?****42**

Ja! Sie kommt unter anderem aus der Liebe  
und rettet die Menschen vor Verzweiflung.  
Die alten Meister wussten das  
Von Evelyn Finger

**Du bist, was du trägst****48**

Worte reichen nicht. Auch Kleidung, Körpersprache  
und das Aussehen beeinflussen, wie überzeugend wir auf  
andere wirken – und wirken auf uns selbst zurück  
Von Silke Weber

**Der Schönheit eine Chance**

*Roger M. Buergerl, der Leiter der nächsten Documenta in Kassel,  
über das wachsende Bedürfnis nach einer schönen Kunst –  
und was dies über unsere Hartz-IV-Gesellschaft und die Zukunft  
des Kapitalismus sagt*

Schönheit ist nichts Unmittelbares. Eine Parabel von Abu Hamid al-Ghasal (1059 bis 1111) berichtet von einem Malerwettbewerb zwischen dem byzantinischen und dem chinesischen Volk. Beiden Malergruppen wurde in einer großen Halle eine der gegenüberliegenden Wände zugewiesen. Damit sie nicht schummelten, wurde die Halle durch einen großen Vorhang geteilt. Die Byzantiner schafften die herrlichsten Pigmente heran und begannen zu malen.

Die Chinesen taten nichts anderes, als ihre Wand perfekt zu polieren. Die Byzantiner waren irgendwann mit ihrem Bild fertig. Als auch die Chinesen behaupteten, fertig zu sein, herrschte allgemeine Verwunderung. Wie konnten sie ihr Bild ganz ohne Farben gemalt haben? Die Chinesen aber sagten: Hebt nur den Vorhang, und seht selbst! Es spiegelte sich auf ihrer Wand die ganze Pracht der byzantinischen Malerei, nur mit mehr Glanz und Tiefe.

Hat man sich darüber zu wundern, dass Schönheit in Zeiten von Hartz IV wieder zum Thema wird? Und wenn man sich schon wundert, was wäre eine Antwort auf das Phänomen? Sollte der Drang zur Schönheit als Verfallssymptom gedeutet wer-



den? Als ein weiterer Rettungsanker oder, besser noch, als Fantasie von einem Rettungsanker, mit dessen Hilfe sich die Mittelschichten, die der Philosoph Giorgio Agamben bereits als das planetarische Kleinbürgertum apostrophiert, ihren sozialen und politischen Abrutsch versüßen?

Gegen einen Gestus kritischer Entlarvung, dem der Drang zur Schönheit lediglich regressiv erscheint, müsste man die Schönheit, wenigstens die wahre Schönheit (nicht: die Ware Schönheit), wohl verteidigen. Denn Schönheit ist, recht verstanden, nichts, woran man sich mit seinen eigenen schnöden Hoffnungen festmachen kann. Nicht dass Schönheit völlig ungreifbar wäre, das ganz gewiss nicht, aber sie wohnt viel weniger den Dingen inne, als dass sie das Ergebnis einer Besetzung ist. Schönheit ist Arbeit, um es anders zu formulieren, seelische Arbeit – eine Projektion. So viel macht die Parabel vom chinesischen Spiegelbild deutlich.

Wahrscheinlich gibt es heute dennoch so etwas wie eine politische Grundstimmung, die mit einem Hofieren statischer Konzepte bestens harmoniert. Und Schönheit scheint sich als solch ein statisches Konzept anzubieten, als ein überzeitliches und wahrscheinlich auch überkulturelles Konstrukt, kurz: als eine Fixierung oder als eine Einladung zur Fixierung. Dagegen spricht nicht einmal die Plattitüde, dass Schönheit vergeht, dass sie in hohem Maße sterblich ist, denn der Tod als das eigentliche Lebensziel des planetarischen Kleinbürgertums ist Stillstand in Vollendung.

Zur Verteidigung der Schönheit sollte vielleicht erst einmal in Erinnerung gerufen werden, dass sie so ungefähr das Gegenteil von Bedeutung ist. Schönheit ist in einem progressiven Sinne, also in einem Sinne, der sich etwa dem Imperativ totaler Kommunikation entgegenstellt, nichtssagend. Das heißt wiederum, dass sich Schönheit wohl nicht zum Gegenstand eines Wissens machen lässt, obwohl man von ihr lernen kann. Die philosophischen Traditionen, die sich an der Schönheit abgearbeitet haben, sollen damit nicht verkannt werden, vor allem nicht die Tradition der Frühromantik, die sich auf den riskanten Pfad zwischen philosophischer Erkenntnis und poetischer Offenbarung eingelassen hat. Ich will damit nur sagen, dass sich die Schönheit nicht für thematische Kunstausstellungen eignet.



Oder jedenfalls nicht für Kunstausstellungen, welche die Schönheit nicht erstrahlen lassen, sondern ihr mit einem getrimmten Akademismus zu Leibe rücken. *Über Schönheit* heißt eine aktuelle Ausstellung im Berliner Haus der Kulturen der Welt, über die man denken mag, was man will, wobei mich die direkte, allzu konventionelle Assoziation der Schönheit mit nackter Weiblichkeit ebenso ermüdet wie die kunstmarktweichgespülte Affirmation von Shirin Neshats Leni-Riefenstahl-Ästhetik.

Der eigentliche Einwand aber gilt der Vorstellung, dass sich Schönheit am Beispiel von Dingen belegen ließe. Von Dingen, Kunstwerken oder nicht, die irgendwie das Konzept Schönheit tangieren. Es gibt in Prousts Buch *In Swanns Welt* eine Stelle, wo der junge Marcel ein ganzes Heer von Butterblumen auf sich wirken lässt. Er lässt sie auf sich wirken, bis er selbst innerlich erstrahlt. Ausgelöst wird diese innere Strahlung durch eine eigenartige Koalition zwischen Marceles Psyche und der Erscheinung der Blumen. Marcel korrespondiert mit den Blumen, die ihm etwas widerspiegeln, was er längst verloren hat, einen paradiesischen Zustand, den er wie alle Menschen mit sich herumträgt. Verloren, das klingt tragisch oder zumindest nostalgisch, aber so ist es nicht gemeint. Es ist einfach weg, irgendwann sehr früh im Leben, dieses Einssein mit den Dingen. Es kommt auch nicht zurück, außer vielleicht bei gutem Sex oder – in einer guten Ausstellung.

Dass die Schönheit das Gegenteil der Bedeutung sei, stimmt aber nur halb. Sie ist auch die Grundlage der Bedeutung. Aber da geht es dann schon um eine andere Bedeutung, eine wesentlich emphatischere, intensivere, aber leicht auch unerträglichere als die Bedeutung eines Verkehrszeichens. Bei jener Bedeutung schwingt der Akt der Bedeutungsgebung noch mit. Auch das hat die Menschheit ja irgendwann einmal gelernt, dass die Begriffe nicht die Dinge selbst bezeichnen, sondern lediglich in Absetzung von anderen Begriffen bestehen. Das Wort Apfel bedeutet nicht Apfel, sondern lediglich keine Birne, keine Banane und so weiter. Das ist banal, doch immerhin verdanken wir dieser Banalität eine ganze Tradition des bildnerischen Ausdrucks. Aber ich schweife unschönerweise ab. Die Schönheit, um es anders zu sagen, ist auch das Resultat einer affektiven Setzung, mit der wir Dinge



in der Welt bestimmen. Indem wir sie schön finden, holen wir sie aus ihrer bloßen Existenz heraus und machen sie bedeutsam.

Mir scheint dieses Vermögen, Schönheit zu verleihen, ein ganz entscheidendes Mittel, um der allgemeinen Zurichtung unseres Planeten und unserer Existenz etwas entgegenzusetzen. Ja, Blumen lassen sich patentieren. Oder man antwortet ihrem Glanz und versenkt sich in ihren Anblick. Vielleicht begreifen wir den Kapitalismus irgendwann einmal als psychischen Defekt, als den impotenten und letztlich auch selbsterstörerischen Versuch, sich alles zuzuführen, um diesen verdammten Mangel, der unsere Existenz begründet, auszuschalten. Schönheit wiederum zeigt den Weg, mit dem Mangel zu leben oder, besser noch, den Mangel zu leben. Den Mangel zu leben, indem man ihn projiziert, und das heißt nutzt, um andere Dinge, andere Menschen anzuerkennen.

Wenn dem so ist, dann existieren keine Dinge, die gewissermaßen von Hause aus schön sind. Und von der Kunst zu verlangen, sie solle schön sein, wäre dann auch gänzlich unpassend. Schließlich will die Kunst von uns, dass wir sie schön finden, also affektiv besetzen. Und wenn uns das nicht gelingt, dann ist das unser Problem, unser Versagen. Klar, die kleinbürgerlichen Ressentiments werden bei der Kunst abgeladen. Wenn diese sich entzieht, ist sie, ich weiß nicht was, im Zweifel theoretisch. Sie erfordert Arbeit. Mein Gott, ja. Aber es ist keine Arbeit an der Kunst allein, sondern, wie schon gesagt, auch eine Arbeit an sich selbst. Um diese Mühe nicht zu scheuen, muss man sich zunächst einmal selbst achten. Gerade das tun die planetarischen Kleinbürger allerdings nicht. Man muss sich etwas schuldig sein, also den eigenen Mangel anerkennen. Und muss sich wie die chinesischen Maler den Luxus leisten, zu theoretisieren.

Dem ursprünglichen Wortsinne nach heißt Theorie schauen. Also nicht herumquatschen und Statements zum Besten geben, wie ich das gerade tue, sondern hinschauen. Sich die Zeit nehmen. Denn dieser Wechsel der Register braucht Zeit, also der Wechsel zwischen der Perspektive der Pflanzenpatentierer und der des jungen Marcel: Sie waren sehr zahlreich an dieser Stelle, die sie für ihre Rasenspiele aus-



gewählt hatten, allein, zu zweien, in Gruppen, eidottergelb und umso strahlender, schien mir, als ich das Vergnügen, das ich bei ihrem Anblick empfand, nicht mit einer angenehmen Geschmacksempfindung in Verbindung bringen konnte, sondern einzig auf ihre goldene Oberfläche konzentrieren musste, bis es schließlich zu etwas wie zweckloser Schönheit wurde ...

Zwecklose Schönheit, die angenehme Geschmacksempfindung, sie wäre bereits der erste Schritt auf dem Weg zum Verbrechen, also dahin, sich die Dinge zuzuführen und einzuverleiben. Hier nämlich trennen sich die Wege der regressiven und der progressiven Projektion – der Projektion als Fixierung, als kleinbürgerlicher Rettungsanker einerseits und andererseits der Projektion als Korrespondenz mit einer Idee.

Vielleicht steht der neu erwachte Hang zur Schönheit auch in Korrespondenz zu jenen politischen Kräften, die nicht mehr bereit sind oder nie bereit waren, ihre Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft des Planeten dem kapitalistischen Parlamentarismus anzuvertrauen. Das Komische ist, dass diese politischen Kräfte, die sich etwa im Rahmen der Sozialforen bilden, wenig bis nichts mit Schönheit am Hut haben. Oder irre ich mich? – Zirkulieren hier lediglich andere Schönheitsnormen, zu denen eben auch gehört, dass über Schönheit nicht spekuliert wird?

Vielleicht haben diese Kräfte aber nur einfach nichts mit Kunst am Hut? Aber warum auch sollte die Kunst der bevorzugte Träger der Schönheit sein, wenn es eine Blumenwiese doch offensichtlich auch tut? Oder ist die Blumenwiese gar keine Blumenwiese, sondern das Bild einer Blumenwiese, ein ästhetisches Konstrukt? Die Schönheit jedenfalls hat nur dann eine Chance, wenn sie sich mit einer Idee, und das heißt heute: mit einem emanzipatorischen politischen Projekt zu verknüpfen weiß. Der Vorhang ist längst gefallen.

*Roger M. Buerger, geboren 1962 in Berlin, ist freier Kurator in Wien*

DIE ZEIT 16/2005

---

## »Schönheit ist die Freude am Lebendigen, am Unregelmäßigen«

*Chemie-Nobelpreisträger Roald Hoffmann veröffentlicht Formeln –  
und Verse. Der Biophysiker und Bestsellerautor  
Stefan Klein spricht mit ihm über die Anmut des Elementaren*

In Roald Hoffmanns Zimmer an der Cornell-Universität, weit abgelegen in den Wäldern des amerikanischen Bundesstaats New York, deutet wenig darauf hin, dass hier ein Wissenschaftler arbeitet. Indianische Masken und eine Statue des Hindu-gottes Krishna beim Flötenspiel zieren den Raum. Pinienzapfen und Ausgaben des Talmuds liegen herum. Von der Decke hängt ein Netz aus Vogelfedern. »Ein indianischer Künstler aus der Umgebung hat es geschaffen«, sagt Hoffmann, »es ist ein Traumfänger.« Roald Hoffmann wurde 1937 als Kind einer jüdischen Familie in einer Kleinstadt nahe dem damals polnischen, heute ukrainischen Lemberg geboren. Die deutsche Besatzung überlebte er in einem Dachverschlag versteckt. Nach dem Krieg studierte er in den Vereinigten Staaten Chemie. Mit gerade einmal 26 Jahren machte er seine erste bahnbrechende Entdeckung: Gemeinsam mit seinem Kollegen Robert Woodward fand er Regeln, mit denen sich chemische Reaktionen vorhersagen lassen. Dies trug ihm den Nobelpreis ein.

Wissenschaftler verweisen gern auf die Menge ihrer Veröffentlichungen. Hoffmanns Liste ist 500 Titel lang und wächst weiter. Zwischen den Fachartikeln finden sich Essays über Schönheit, Kunst, jüdische Geistesgeschichte – und vier von der Kritik gelobte Gedichtbände. Zurzeit arbeitet Hoffmann an seinem dritten Theaterstück.

### **Professor Hoffmann, haben Sie ein Lieblingsmolekül?**

Hämoglobin – den roten Farbstoff des Bluts. Es ist ein Molekül von geradezu barocker Pracht. An die 10.000 Atome, die meisten Wasserstoff und Kohlenstoff, sind zu vier Ketten verbunden, die einander umschlingen. Das Ganze ähnelt vier Bandwürmern beim Liebesakt.

### **Völlig verworren ...**

Ja, aber nur auf den ersten Blick. In Wirklichkeit herrschen da Unordnung und Ordnung zugleich. Denn die meisten Kurven haben sehr wohl einen Sinn. So sind zwischen den Windungen der Ketten vier Scheiben eingeklemmt, die Häme. Genau in deren Mitte sitzt ein einsames Eisenatom. Daher auch die rote Farbe. An das Eisen bindet sich der Sauerstoff, den wir atmen. Doch jedes Häm nimmt nur ein, zwei Atome Sauerstoff auf.

### **10.000 Atome, um ganze acht Sauerstoffatome zu verpacken? Was für eine Verschwendung.**

Aber wunderschön. Finden Sie nicht?

### **Frauen können schön sein, Eiskristalle sind schön. Wir können sie sehen. Ihr Hämoglobin dagegen zeigt sich noch nicht einmal unter dem Mikroskop.**

Musik sehen Sie auch nicht, schön ist sie trotzdem. Viel entscheidender als Ihre Sinneswahrnehmung ist, welches Interesse Sie für einen Gegenstand empfinden.



Das Empfinden der Schönheit entsteht aus einer Spannung zwischen Ihrem Verstand und dem Objekt. Doch Sie haben recht: Irgendwoher muss das Interesse kommen. Eine sinnliche Anziehung steht immer am Anfang.

**Bei einem attraktiven Körper vielleicht. Aber Chemie? Ich habe Ihre Wissenschaft sozusagen vom ersten Tag an eingesogen. Vater Chemiker, Mutter und Großmutter Chemikerinnen, und schon mein Urgroßvater leitete eine chemische Versuchsanstalt bei Wien. Trotzdem konnte ich Chemie nie anders als langweilig finden. Ich fürchte, den meisten Menschen geht es so.**

Hatten Sie als Junge ein kleines Chemielabor?

**Nein.**

Sehen Sie: Die sinnliche Seite ist Ihnen entgangen. Chemie ist interessant, weil es raucht, knallt und stinkt. Die Anziehung kommt daher.

**Mag sein. Und doch bezweifle ich, dass ein Molekül wirklich auf die gleiche Weise schön sein kann wie ein Kunstwerk.**

Die Gewichte sind unterschiedlich. Bei Kunst spielt die Emotion, in der Wissenschaft der Verstand eine größere Rolle. Sehen Sie sich zum Beispiel das Bild da über meinem Schreibtisch an. Es zeigt ein Idol von den Kykladen, 5000 Jahre alt. Wenn ich diesen Frauenkörper aus Marmor ansehe, denke ich wenig darüber nach, welchen Einfluss die ägyptische und die kykladische Kunst aufeinander ausgeübt haben. Schon wenn ich die Statue sehe, bekomme ich ein warmes Gefühl. Aber jetzt betrachten Sie das ekstatische Frauengesicht auf dem Bild daneben. Es ist die heilige Theresa, eine Skulptur des Barockkünstlers Bernini. Da spielt der Verstand schon eine größere Rolle. Theresa spricht mich nicht nur wegen ihres Aussehens an, sondern auch, weil sie als christliche Nonne einen jüdischen Großvater hatte und mich weibliche Visionen interessieren. Schließlich war dies die einzige Weise, auf die sich Frauen in einer männlichen Kirche ausdrücken konnten. Die Skulp-



tur erzählt mir eine Geschichte. Da ist eine Spannung zwischen dem Kunstwerk und mir.

**Das Hämoglobin ...**

... erzählt ebenfalls eine Geschichte. Die Ketten sind so gewickelt, dass sich zwischen ihnen eine Art Tasche bildet, in die Sauerstoff in der Lunge perfekt hineinschlüpfen kann. Wenn der Fahrgast Platz genommen hat, ändert das Molekül seine Form, es klappt gewissermaßen zu. Dadurch wechselt die Farbe, das Blut wird hellrot. Im Gehirn oder in einem Muskel gibt das Hämoglobin den Sauerstoff frei, indem die Ketten wieder ihre frühere Form annehmen. Darum ist Venenblut purpurrot. Wie dieses Molekül durch die Adern reist und sich dabei ständig verwandelt, finde ich so spannend wie die Geschichte des Odysseus.

**Sie finden offenbar am Komplizierten Gefallen. Auch das Einfache hat seinen Zauber. Sprechen die perfekten Proportionen des Parthenons Sie nicht an?**

Oder Moleküle, die wie vollkommene Würfel aussehen? Solche Ideale hatte ich früher. Doch je älter ich werde, umso mehr fasziniert mich Komplexität. Es mag auch mit unserer Zeit zu tun haben. Es gibt Epochen wie die griechische Antike, die einfache Formen bevorzugten. In anderen Phasen hingegen gilt gerade das Komplizierte als schön. So war es etwa im Barock, und so ist es heute. Viele Menschen finden beispielsweise die aufgebrochenen Bauten Frank Gehrys weit schöner und interessanter als die Bauhaus-Kuben der Nachkriegszeit. Ich jedenfalls habe mich am zu Einfachen sattgesehen. Es erzählt keine Geschichte.

**Warum erleben Menschen überhaupt Schönheit?**

Kategorien wie schön und hässlich sind zum Teil genetisch bedingt. Vermutlich fanden Menschen ursprünglich schön, was ihnen nützte. So mögen sich unsere Vorfahren nicht nur zu bestimmten essbaren Pflanzen hingezogen gefühlt haben, sondern zur ganzen lebendigen Natur. Denn keine Art kann für sich allein überleben.





Diese Freude am Lebendigen, am Unregelmäßigen bestimmt unser Schönheitsempfinden bis heute. Auch darum mögen wir Blumen und Holz lieber als Plastik.

**Mit dieser genetischen Programmierung werden Sie kaum beantworten können, welche Mode oder welche Musik uns gefällt. An den Tönen eines Streichquartetts oder einer E-Gitarre ist gar nichts natürlich.**

Mit der Entwicklung der Sprache und der Kultur wurde das Schönheitsempfinden natürlich sehr viel komplizierter, und man kann es nicht mehr allein biologisch erklären. Heutige Menschen haben im Lauf ihres Lebens viele ästhetische Urteile erlernt.

**Und doch können wir uns über schön und hässlich oft erstaunlich gut einigen. Die »Mona Lisa« bewundert jeder.**

Aber gerade deswegen, weil wir sie nicht mehr unvoreingenommen betrachten können! Jeder hat das Bild Tausende Male gesehen und unzählige Urteile darüber gehört oder gelesen.

**Das Rätsel ist doch, wie eine »Mona Lisa« überhaupt zu solchem Ruhm kam. Schon die ersten Menschen, die vor 500 Jahren Leonardos Werk sahen, priesen es. Außer der Vorliebe für die Natur muss es also weitere Prinzipien geben, nach denen wir Schönheit beurteilen.**

Kommen wir noch einmal auf die Frage nach kompliziert und einfach zurück. Unser Verstand ist darauf programmiert, Muster zu suchen. Er bevorzugt das Einfache. Wir fühlen uns wohl, wenn wir etwas – ein Bild, ein Gebäude, ein Molekül – sofort verstehen. Aber dann wird die Sache schnell langweilig. Wir brauchen etwas, um das Interesse weiter zu fesseln. Kennen Sie den Park Güell in Barcelona? Der Architekt Gaudí hat dort eine große Terrasse geschaffen, die über einem Abhang auf Säulen schwebt. Die Terrasse endet in einer Sitzbank, die sich in einer völlig regelmäßigen Wellenlinie vom Hang entfernt und dann wieder auf ihn zuläuft. Das ist einfach. Man versteht sofort, welche Form die Terrasse begrenzt ...



**... und nur so kann es zur sinnlichen Anziehung kommen. Wäre der erste Eindruck zu kompliziert, würden wir abgeschreckt.**

Möglicherweise. Aber damit fängt die Geschichte eben erst an. Die Bank ist nämlich völlig unregelmäßig mit bunten Keramikfliesen bestückt. Keinerlei Muster ist da zu erkennen; das ist kompliziert. Tatsächlich sind die Größen und Farben der Fliesen zufällig zusammengesetzt. Weder Ordnung noch Unordnung allein empfinden wir als ästhetisch. Schönheit entsteht aus Spannung: zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen einfach und kompliziert.

**Wir erleben Schönheit, wo noch ein Rätsel zu lösen ist. Und wir müssen glauben, dass wir es lösen können.**

Kant hat sich da sehr geirrt. Er meinte, Schönheit sei »interesseloses Wohlgefallen«: Ein Urteil über das Schöne steht uns seiner Meinung nach nur für das zu, womit uns gar keine Absicht verbindet.

**Nach Kant dürfte ich eine Frau nicht zugleich schön finden und begehren.**

Jede Frau?

**Meine Frau. Im Übrigen konnte ich den Typ Claudia Schiffer nie sonderlich schön und auch nicht anziehend finden. Gut finde ich eine Juliette Binoche ...**

... weil Sie in ihr ein Geheimnis vermuten.

**Schönheitsempfinden beruht Ihrer Meinung nach auf Interesse und Nutzen. Folglich ist es eine Form des Begehrens – ein Verlangen, das Rätsel zu lösen. Vielleicht sind die größten Kunstwerke gerade die, die diese Sehnsucht wecken, aber niemals erfüllen.**



Ja, aber da ist noch mehr. Das Vergnügen eines Museumsbesuchs liegt für mich darin, zu spüren, wie meine Sinneserfahrung und mein Verstand zusammenwirken, um sich einem Kunstwerk zu nähern. Ich erfahre die Einheit meiner eigenen inneren Welt. Mehr noch, ich fühle mich mit allem verbunden, was mich umgibt. Und ich werde an die gute Seite im Menschen erinnert.

### **Kann etwas Schreckliches schön sein?**

Denken Sie an Goyas Radierungen über die Schrecken des Krieges. Er zeigt Verstümmelungen, Erschießungen, Folter mit einer vorher nie da gewesenen Genauigkeit. Die Werke sind meisterhaft – sicher ein Grenzland der Schönheit. Aber für mich dennoch schön.

### **Sie selbst haben Gedichte über Ihre Erlebnisse unter der deutschen Besatzung geschrieben.**

Ich wurde oft gefragt, ob ich diese Gedichte, jetzt verstreut in vier Bänden, in einem eigenen Holocaust-Band herausbringen wolle, das habe ich immer abgelehnt: Diese Erfahrungen gehören mit all meinen anderen zusammen – mit meinen Gedichten über die Liebe oder auch über die Chemie.

### **Ein Gedicht heißt »Juni 1944« und behandelt die Zeit nach Ihrer Befreiung durch die russischen Truppen. Sie beschreiben sich als Sechsjährigen, der im Versteck vergessen hat, was der Wind ist. Der Junge sah durch ein Loch nach draußen spielende Kinder, und »deren Gekicher / hüpfte herein, doch kein Wind, / denn das Loch in der Mauer war klein«.**

Ein ukrainischer Dorfschullehrer hielt uns versteckt: meine Mutter, zwei Onkel, eine Tante und mich. Ich war das einzige Kind. Am strengsten verboten war es, zu weinen. Das Kind meiner Tante war damals erst zwei. Seine Eltern mussten es an eine polnische Familie abgeben, denn sein Weinen hätte uns verraten. Die Deutschen haben es ermordet. Mein Onkel hatte ein Gewehr in unserem Versteck. Hät-



ten die Deutschen uns entdeckt, hätte er uns alle und sich selbst erschossen. Ich kann mich aber nicht erinnern, ob ich dies damals schon wusste oder ob es mir meine Mutter später erzählt hat.

### **Wo war Ihr Vater?**

In einem Arbeitslager. Doch da er Bauingenieur war, konnte er sich ziemlich frei im Land bewegen. Er sollte für die Deutschen zerstörte Brücken reparieren.

### **Warum nutzte er seine Freiheit nicht, um zu seiner Familie zu kommen?**

Das hätte er tun können. Aber er nutzte seine Freiheit, um Waffen ins Lager zu schmuggeln. Sie planten, in einer großen Gruppe auszubrechen und sich bis zum Eintreffen der Russen in die Wälder zu flüchten. Wäre die Sache gut gegangen, wäre er zu uns gestoßen. Der Aufstand schlug fehl, die Wächter haben ihn umgebracht. Er war ein Held.

### **Sie haben den Holocaust gegen alle Wahrscheinlichkeit überstanden. »80 von 12.000 Juden unserer Stadt überlebten«, heißt es in einer Zeile von Ihnen. Mit welchen Gefühlen hören Sie heute Deutsch?**

Ich habe keine Schwierigkeiten mit Deutschland. Wenn ich dort bin, frage ich mich mitunter, was manche der Älteren im »Dritten Reich« taten und ihren Kindern verschwiegen. Andererseits fand meine Forschung gerade in Ihrem Land besondere Resonanz, und dadurch kamen viele junge Deutsche als Mitarbeiter an mein Institut. Manche von ihnen sind im Lauf der Zeit wie ein Teil meiner Familie geworden. So sind für mich neue, starke Bindungen an Deutschland entstanden. Übrigens empfanden wir – besonders meine Mutter – schon damals eine viel größere Abneigung gegenüber den Ukrainern. Von ihnen mussten wir schließlich befürchten, dass sie uns verraten. Obwohl die Mörder natürlich Deutsche waren. Verrückt, nicht?

### **Ist die Erinnerung an die Gefahr in Ihnen noch immer lebendig?**



Sicher. Und sie führt zu merkwürdigen Reaktionen: In Restaurants fürchte ich mich vor den Kellnern, weil sie eine Uniform tragen. Und nachts kann ich bis heute nicht vor einem Fenster stehen; von draußen kam schließlich die Bedrohung. Natürlich ist die Erinnerung nach mehr als sechzig Jahren unter vielen Schichten verborgen. Darum bin ich im letzten Sommer in die Ukraine gereist. Da habe ich meine Heimatstadt und unser Versteck zum ersten Mal wiedergesehen.

### **Wie war es?**

Der Dachboden war größer, als ich ihn erinnerte. Weil es da oben sehr kalt war, verbrachten wir den zweiten Winter in einem Raum im Erdgeschoss. Wenn Deutsche in der Gegend waren, verkrochen wir uns in eine Höhle, die wir unter den Fußbodenbrettern gegraben hatten. Während wir da kauerten, hörten wir manchmal die Stiefel der Soldaten über unseren Köpfen. Heute wird der Raum als Klassenzimmer genutzt. Und wissen Sie, was an der Wand hängt? Es ist ein Periodensystem. Sie nutzen das Zimmer für den Chemieunterricht. Und unter dem Periodensystem steht ein Zitat des russischen Chemikers und Dichters Lomonosow, auf Ukrainisch: »Die Chemie breitet ihre Arme aus zum Wohle der Menschheit.«

### **Man will es kaum glauben, so unwahrscheinlich klingt das.**

Für mich war es wie ein Schock, als ich da hineingeführt wurde. Die Schulkinder hatten natürlich keine Ahnung, was zwischen diesen Mauern einmal geschehen war.

### **Glauben Sie an ein Schicksal?**

Nein. Aber manchmal ist es schwer, es nicht zu tun. Wissenschaftler sind da auch nicht anders als andere Menschen. Sie wissen genau, dass nach fünfmal Rot beim Roulette die Wahrscheinlichkeit auch nicht größer ist als sonst, dass beim sechsten Mal Schwarz kommt. Eine Roulettekugel hat schließlich kein Gedächtnis. Und dennoch setzen sie im Casino auf Schwarz, wenn keiner hinschaut.



### **Weshalb sind Sie Naturwissenschaftler geworden?**

Ein Unfall ... Jedenfalls empfand ich keine besondere Berufung zur Chemie. Auf Wunsch meiner Mutter und meines Stiefvaters bereitete ich mich lustlos auf das Medizinstudium vor. In den Semesterferien hatte ich Jobs in Forschungslabors, das gefiel mir; immerhin hatte ich schon als Junge Chemieversuche angestellt. So ging ich in die chemische Forschung. Eigentlich jedoch liebäugelte ich mit Kunstgeschichte. Ich hatte ein paar Seminare in Kunst und Literatur besucht, und da tat sich eine ganze Welt vor mir auf. Aber ich wagte nicht, es meinen Eltern zu sagen. Es waren harte Zeiten für Einwanderer, mein Stiefvater war arbeitslos. Also blieb ich bei der Chemie.

### **Bereuen Sie es?**

Manchmal. Andererseits macht mir Chemie Spaß, und ich glaube, ich konnte meiner Wissenschaft und besonders meinen Studenten viel geben. Und die Möglichkeit, mich künstlerisch auszudrücken, habe ich ja. Allerdings begann ich erst mit vierzig Jahren, Gedichte zu schreiben.

### **Wie schalten Sie um vom Forscher zum Dichter und wieder zurück?**

Ich muss den Ort wechseln, am besten in die Natur gehen. Zwei Tage brauche ich, um die Wissenschaft hinter mir zu lassen; dabei plagt mich oft Kopfweh. Dann geht es, und ich schreibe jeden Tag ungefähr ein Gedicht.

### **Ähneln Ihre Erlebnisse beim Forschen und beim Schreiben einander?**

Ob sich Wörter zu einem Ganzen fügen oder ein Zusammenhang in der Natur sich erschließt – diesen wunderbaren Moment, in dem plötzlich alles zusammenpasst, erlebe ich sehr ähnlich. Man gelangt aber auf etwas unterschiedlichen Wegen dorthin. In der Poesie gehe ich meistens von der Spannung zwischen einigen wenigen Wörtern aus und fange an, mit ihnen zu spielen. Ich habe zu Beginn keine Ahnung,

was daraus wird. Wie ein Forschungsprojekt verlaufen wird, ist meistens von Anfang an klarer. Es ist eine Art Versteckspiel mit der Natur. Sie wehrt sich, ihre Geheimnisse preiszugeben, und in manchen Momenten zeigt sie sie doch. Und am Ende steht eine Befreiung, wenn man endlich hat, wonach es einem verlangte – bis sich die nächste Herausforderung stellt.

**Ärgert es Sie, dass viele Menschen Wissenschaftler als gefühllose Vernunftmenschen ansehen – Mr. Spock im Labor?**

Und wie es mich ärgert. Aber die Wissenschaftler sind ja selbst schuld daran. Erstens beschreiben sie ihre Forschung in einem grauenhaften Stil, in dem alles Persönliche außen vor bleibt – als würde die Arbeit von Automaten erledigt. Und dann lassen sie auch noch durchblicken, Wissenschaftler müssten supergescheit sein. Was sie nicht sind.

**Der Nobelpreisträger erklärt uns, er sei auch nicht klüger als andere?**

So ist es.

**Was zeichnet Forscher denn aus?**

Zuallererst ihre Neugier. Aber die empfinden auch andere Menschen. Wissenschaftler allerdings sind Teil eines Systems, das die Neugier nutzbar macht. Es ist wie ein Puzzle, an dem Hunderttausende spielen. Wenn ein Forscher ein bestimmtes Problem lösen möchte, kann er auf das zurückgreifen, was andere vor ihm veröffentlicht haben. Er kann bei Kollegen nachfragen. Und schließlich – das ist ganz wichtig – bekommt er Lob dafür, wenn er selbst seine Lösung veröffentlicht. Auch wenn es nur ein ganz kleiner Schritt war: Das spornt ihn an. Denn Forschung besteht aus unendlich vielen solcher kleinen Schritte.

**Das gilt für alle Ihre Kollegen. Weshalb waren Sie erfolgreicher?**

Vielleicht, weil ich mich besser in andere Menschen hineindenken kann. Ich besaß immer ein ganz gutes Gespür dafür, welche Schwierigkeit meine Kollegen im Labor gerade plagte – auch wenn sie es gar nicht sagten. Und genau dieses Problem habe ich dann gelöst. Diese Gabe zur besonderen Empathie mag ich meiner Kriegserfahrung verdanken. Einen besonderen Wunsch, zu gefallen, findet man häufig bei Menschen, die früh Entsetzliches durchgemacht haben. Ein Kind, dessen Vater erschossen wird oder auch nur eine Scheidung durchlebt, fühlt sich schuldig für die Übel der Welt. Es will zeigen, dass es ein gutes Kind ist.

**An dem, was Sie erlebt haben, sind andere verzweifelt. Was nährt Ihren Optimismus?**

Jedes Lächeln auf dem Gesicht meiner Enkelkinder bestärkt mich in der Hoffnung, dass sie mit dem Klimawandel schon fertigwerden, auch wenn ich nicht weiß, wie. Das ist es, was ich in der Kunst wie in der Wissenschaft finde: Beide ermutigen mich zum Glauben an den nie versiegenden Einfallsreichtum des menschlichen Geistes. Um ihn möglichst oft zu erfahren, beschäftige ich mich mit dem Schönen und Interessanten. Und schließlich versuche ich ganz konkret, die Zuversicht am Leben zu halten. Sehen Sie die Runde auf diesem Foto?

**Es sind Studenten. Sie kochen.**

Es sind angehende Chemiker aus allen Ecken des Nahen Ostens: Syrer, Israelis, Palästinenser, Saudis, Iraner. Junge Männer und Frauen. Wir haben sie kürzlich in Jordanien zu einer Konferenz zusammengebracht. Während in ihren Heimatländern die Bomben hochgehen, versuchen sie Molekülbindungen zu verstehen, neun Stunden am Tag. Die Arbeit ist hart, doch die gemeinsame Plackerei lässt sie am Abend umso ausgelassener sein – und schweißt sie zusammen. Moleküle sind nur der Vorwand, um menschliche Bindungen zu schaffen. Solche Experimente lassen mich hoffen.

## Was ist Schönheit?

*Erstaunlich viele Künstler beschäftigen sich mit Fitnesswahn, Modekult und Botoxsucht. Nur das Schöne der Kunst bleibt ihnen seltsam fremd. Ein Erklärungsversuch*

Von Hanno Rauterberg

Gott hat ordentlich trainiert. Hat geschwitzt, gekeucht, hat mit den Kraftmaschinen gerungen, und nun blickt er voller Selbstgewissheit in die Kamera. Gott weiß, er ist sein eigener Herr. Seine Schönheit ist nicht das Geschenk irgendeines anderen, er hat sie sich selbst geschenkt. Er ist das Produkt seines Willens, ist sein eigener Schöpfer. Und damit das auch alle verstehen, trägt er eine Tätowierung auf der sorgsam rasierten Muskelbrust, vier Buchstaben nur: G o t t.

Zu sehen ist der junge Mann, ein Inbild durchtrainierter Anmaßung, seit voriger Woche in Karlsruhe, in einer Ausstellung in der Städtischen Galerie über die Schönheit und ihre seltsame Macht. Die Ausstellung ist schon deshalb bemerkenswert, weil die Künstler der Moderne lange alles daransetzten, der Schönheit zu entkommen. Ihre Kunst sollte verstören, mitreißen, sollte aufbegehren gegen jeden Anschein von Harmonie. Doch wie es aussieht, beginnt sich das zu ändern. Bei nicht wenigen Künstlern, auch bei Bernhard Prinz, der den muskelgestählten Gott fotografiert hat, regt sich ein neues Interesse am Schönen. Und gleich mehrere Ausstellungen waren in jüngster Zeit dem lange verpönten Thema gewidmet. Woher diese Wandlung? Sind nun auch die Künstler vom Schönheitswahn gepackt?

Vor allem das Stylen, Lasern, Peelen, Spritzen, das Absaugen und Aufpolstern, das Schneiden, Stutzen, Zupfen und Entknittern hat es den Künstlern angetan, der heiß

laufende Beautybetrieb, der sich schon lange nicht mehr mit ein paar Äußerlichkeiten zufriedengibt, sondern das macht, was die Kunstavantgarde einst wollte: den ganzen Menschen ergreifen und von Grund auf neu formen. Immer mehr Menschen begeben sich hinein in diesen Betrieb, machen sich zum Objekt, um wieder zum Subjekt zu werden, um mithilfe ästhetischer Chirurgen zu ihrem wahren Selbst zu finden. Schönheit, so scheint's, ist für nicht wenige Zeitgenossen die letzte große Verheißung, ein Glücksversprechen.

Und haben sie nicht recht? Haben nicht Attraktivitätsforscher in unzähligen Studien nachgewiesen, wie ungemein erfolgreich und beliebt uns das Schöne macht? Ein schöner Schüler bekommt bessere Noten, ein schöner Angestellter ein höheres Gehalt, ein schöner Betrüger eine mildere Strafe. Und so liegt der Schluss nur allzu nahe: Wer gut leben will, muss gut aussehen.

Auch Biologen bestätigen das gerne, und selbst manche Philosophen halten das Geheimnis der Schönheit für gelüftet: Alles eine Frage der Triebe, hormongesteuert, genbestimmt. Unsere Körper seien darauf programmiert, im Schönen das Gute zu sehen, weil schöne Menschen als gesund und vital erscheinen, bestens zur Fortpflanzung geeignet. »Zuchtwahl« nannte Charles Darwin das. Und weil sich der moderne Mensch nicht länger von Stammes- und Standesregeln seinen Partner diktieren lässt, ist just diese Zuchtwahl das Prinzip der Stunde. Mögen wir uns noch so frei und selbstbestimmt wähnen – in Wahrheit folgen wir doch nur urzeitlichen Schönheitsinstinkten.

In vielen Kunstwerken über das Schöne spiegelt sich etwas von dieser Perfidie. Die Künstler wenden sich gegen den Wahn, den Kult, die Naturalisierung, gegen jede Art von Schönheitsdiktat, ganz gleich, ob durch Zellkerne oder Kosmetikkonzerne. Immo Klink zeigt uns die morbide Kehrseite des Glamours, wo im Neonlicht die Models aussehen, als besuchten sie gerade ihre eigene Beerdigung. Und bei Rosemarie Trockel gähnt uns eine Welt ohne Falten und Pickel an, nur Ebenmaß, nur Glätte. Die Langeweile ist nicht auszuhalten.



Doch so berechtigt die Kritik am Schönheitsdrang auch sein mag – häufig ist sie allzu erwartbar. Und oft macht sie es sich zu einfach. Sie tut so, als gebe es eine allmächtige Lobby der Medien, Modemacher, Diät- und Werbeindustriellen, die uns in ein geschöntes und also falsches Leben treibe. Nun würde niemand bestreiten, dass die Idealbilder eines ranken, jungen, von oben bis unten durchfrisierten Körpers omnipräsent sind und sich damit auch große wirtschaftliche Interessen verbinden. Doch wie einflussreich ist die normierende Kraft dieser Bilder, wie viele Menschen fühlen sich davon tatsächlich genötigt, sich für den Einheitslook abzustampeln oder chirurgisch aufzupeppen?

Man muss sich nur auf den Straßen umschaun, schon zerfällt die These vom Schönheitsterror. Denn so verlottert und adrett, so mollig, so getrimmt, so gepierct und streng gescheitelt sind die Deutschen noch nie in Erscheinung getreten. Es gibt tausend Spielformen des Schönen, tausend des Unschönen. Umberto Eco nennt das den »Polytheismus der Schönheit«.

Just diese Vielgötterei macht es den Künstlern so schwer, glaubwürdig gegen die Model-, Hunger- und Implantate-Fetischisten anzutreten. Denn wer deren Schönheitsvorstellungen als gefährlich, als anormal geißelt, behauptet ja damit implizit, er wisse, was als normal zu gelten habe. Doch liegt den zeitgenössischen Künstlern nichts ferner, als neue Normen auszurufen. Und es würde ihnen angesichts des fröhlichen Pluralismus unserer Tage auch kaum gelingen. Es sei denn, sie beriefen sich auf eine höhere Form von Normalität, auf das ungeschminkt Authentische.

Nicht wenige Künstler folgen tatsächlich dieser Vorstellung: Beim Wörtchen schön denken sie an Schein, und dieser Schein ist – das sagt ja schon die Redewendung – »viel zu schön, um wahr zu sein«. Was aber wäre die Alternative zum Scheinhaften? Oder anders gefragt: Gibt es so etwas wie wahre, wie natürliche Schönheit überhaupt? Viele Künstler wollen gerne daran glauben, und manche würden sogar sagen, der Mensch sei doch schön, wie er ist. Er brauche keine Fitnesstrainer und Diätberater. Das stimmt und stimmt nicht. Denn als Menschen sind wir ja immer beides: ein Natur- und ein Kulturprodukt. Und deshalb lässt sich eine vermeintlich künst-



liche Schönheit von einer vermeintlich authentischen nie eindeutig unterscheiden. Im Prinzip macht es keinen Unterschied, ob jemand einen Friseur oder einen Haarimplanteur besucht, ob er sich eine Warze auf der Nase wegoperieren oder sich die Falten im Gesicht liften lässt. Das eine mag uns »normaler« erscheinen als das andere, und doch sind beide Formen von Verschönerung ebenso natürlich wie unnatürlich.

Schönheit ist also keineswegs nur ein Oberflächenphänomen, und es wäre völlig unsinnig, das wahre Sein gegen unwahren Schein ausspielen zu wollen. Im Schönen zeigt sich ja nicht weniger als ein Verlangen nach Ausdruck. Oder pathetisch gesprochen: Es zeigt sich eine Form von Menschsein. Das Schöne hält bei allen gesellschaftlichen Zwängen für den Einzelnen immer auch ein Versprechen von Freiheit parat: Er ist nicht dazu verdammt, für alle Zeiten als naturbelassener Zottel sein Dasein zu verbringen. Vielmehr steht ihm in der Schönheit eine Möglichkeit offen, seine Erscheinung zu gestalten und damit auch über sein Selbstbild mitzubestimmen.

Natürlich ist dieses Selbstbild nie frei von Fremdbildern, doch das muss es auch nicht sein. Schließlich entwickelt Schönheit ihren eigentlichen Reiz immer erst im Wechselspiel zwischen kollektiven und individuellen Fantasien. Wer versucht, sich von allen Leitbildern seiner Gegenwart abzukoppeln, den wird man nicht schön, sondern skurril nennen. Und wer nur den Leitidealen entsprechen möchte, endet im sterilen Klischee.

Das ist auch der Grund, warum sich Schönheit auf keine Formel bringen lässt, so sehr sich manche das auch wünschen. Wer sie programmieren, wer ihre universalen Regeln über alle Zeiten und Räume hinweg festnageln will, wird scheitern. Denn wie die Kunst stirbt auch die Schönheit an jeder Art von Erstarrung. Sie will immer aufs Neue belebt, will mit Eigensinn erfüllt werden.

Die Künstler könnten also aufatmen. Nicht zuletzt die Kunst ist ja die größte Spezialistin für das Wechselspiel von Ideal und Eigenheit. Über Jahrhunderte war sie

die Instanz des Schönen, ja, sie galt als das Schöne selbst. Ihre Bilder prägten unsere Bilder von keuscher, von draller Weiblichkeit, vom stolzen wie vom gebrechlichen Mannsein. Davon allerdings will die Kunst der Gegenwart seltsamerweise nichts wissen. Die meisten Schönheitsausstellungen der jüngsten Zeit machen darum einen weiten Bogen. Und auch die Künstler beschäftigen sich lieber mit dem Schönheitskult der anderen und schließen die Augen vor dem, was man einst das Kunstschöne nannte.

Woher die Scheu rührt? Viele Künstler wollen nicht in den Verdacht geraten, ihre Werke seien dekorativ, nur Schein und nichts weiter. Auch fühlen sie sich dem Prinzip des Neuen mehr verpflichtet als dem der Wohlgestalt. Und für nicht wenige zählt allein die inhaltliche Erkenntnis, deshalb halten sie den ästhetischen Genuss für etwas Dekadentes. Doch vergeben sie durch ihre Schönheitsphobie leichtfertig all jene Optionen, die ihnen das Schöne böte. Denn wo anders als in der Kunst ließe sich besser begreifen, wie relativ, wie wechselhaft, wie unideal unsere Idealvorstellungen oft sind? Und wo sonst lässt sich eine Ahnung von dem bekommen, was kein Naturwissenschaftler und erst recht kein Designer oder Modeschöpfer zu erklären vermag: was denn für uns das Schöne an der Schönheit eigentlich ist.

Dieses Schöne ist kein Etwas, das sich festhalten ließe. Es ist vielmehr etwas Flüchtiges und zeigt sich in der Art und Weise, wie wir auf die Welt und auf uns selbst blicken. In diesem Sinne lässt sich Schönheit als eine Form der Zuwendung beschreiben, und viel lässt sich über diese Zuwendung von der Kunst lernen, die es schon immer verstanden hat, selbst das Hässliche im verlockenden Licht der Schönheit aufscheinen zu lassen. So gesehen müssen die Künstler niemanden fürchten, nicht die Kosmetikkonzerne und nicht die Schönheitschirurgen. Die Kunst ist das beste Skalpell, das sich denken lässt. Mit ihr lässt sich unser Bild von der Welt formen wie mit nichts anderem. Und erst in der Kunst lässt sich das eigentliche Versprechen der Schönheit begreifen: dass wir uns für sie nicht abstrampeln, nicht kasteien müssen. Es reicht, wenn wir lernen, sie zu erkennen.

DIE ZEIT 15/2009

## Liebliche Täler, karge Halden

*Was ist eine schöne Landschaft?*

*Wie Landschaftsplaner Ästhetik, Vielfalt und Eigenart messbar machen*

Von Georg Etschreit

Man braucht nicht aus dem Autofenster zu schauen, um zu sehen, dass es hier nichts zu sehen gibt. Gerade sind wir aus dem Stuttgarter Talkessel auf der Filderebene angekommen. Auf Frank Rosers Landkarte, die aussieht wie ein in allen Spektralfarben leuchtendes Schnittbild eines menschlichen Gehirns, ist der Streckenabschnitt bei Möhringen dunkelrot unterlegt, was so viel heißt wie: potthässlich. Eine Landschaft zum Wegschauen.

Joseph von Eichendorff hätte hier Depressionen bekommen. Der »Speckgürtel« der baden-württembergischen Autometropole ist so ziemlich das Gegenteil einer anmutigen, arkadischen Landschaft, die der schlesische Romantiker in seinen Gedichten sehnsuchtsvoll besungen hatte. Ein Geist, der heute noch gelegentlich durch Gutachten und Gerichtsurteile weht, in denen sich Landschaftsplaner und Verwaltungsrichter mit dem bedrängten »Schutzgut« Landschaft beschäftigen. Hier auf den Fildern gibt es schon lange nichts mehr zu schützen.

Es geht weiter, unter der A8 hindurch, an Echterdingen und dem Stuttgarter Flughafen vorbei, bis zu einem Ort namens Harthausen. Dahinter hellt sich das Rot der Karte zu einem Gelb auf, aus dem vor Grötzingen ein helles Grün wird. Der Blick aus dem Fenster bestätigt den kartografischen Befund: Hier kann man wieder atmen. Man sieht weite Felder und Äcker, ein wenig Wald, sogar ein paar Streuobstwiesen. Der Ort wirkt noch relativ geschlossen. »Wir haben hier vergleichsweise wenige Zeichen industrieller Überformung«, diagnostiziert Roser. Jetzt will er seinem Gast noch einen dunkelblauen Bereich zeigen, der auf seiner »Karte der Schönheit« für einen besonders schönen Landstrich steht. Das ist der Albtrauf, der größtenteils unter Naturschutz stehende Steilabfall der Schwäbischen Alb. Im Lenninger



Tal kommt Roser ins Schwärmen. »Eine kleinteilige Landschaft mit Hangwäldern, Streuobst, fast unzersiedelt. Und sehr dynamisch mit viel Reliefenergie.«

Frank Roser forscht am Institut für Landschaftsplanung und Ökologie der Universität Stuttgart und ist Experte, wenn es um die Frage geht, was eine »schöne Landschaft« ausmacht. Mit einem von ihm entwickelten Computerprogramm kann er Schönheit messen und der subjektiven Wahrnehmung ein Schnippchen schlagen. Punktgenau zeigt seine Karte, wo es schön ist und wo weniger schön. Daraus können Empfehlungen abgeleitet werden, wo aus Sicht des Landschaftsschutzes die auch in Baden-Württemberg heftig umstrittenen Windkraftwerke gebaut werden könnten und wo besser nicht. Die Landschaft im Lenninger Tal erreicht Werte von über neun auf einer Skala von eins bis zehn. Stuttgart-Möhringen liegt mit Werten von unter zwei tief im roten Bereich.

Eigentlich sollte man denken, die Wahrnehmung landschaftlicher Reize sei eine sehr persönliche Angelegenheit. Für Menschen mit einer romantischen Ader sei eben die bäuerliche Kulturlandschaft das Nonplusultra, während Leute mit eher technischem Verstand auch an einer Industrie- oder Energielandschaft Gefallen fänden. Doch das stimmt so nicht. »Es gibt in unserer Gesellschaft einen breiten Konsens darüber, welche Landschaft als schön, welche als hässlich empfunden wird«, sagt Roser. »Dieser Konsens kann empirisch nachgewiesen werden.«

Als schön empfinden demnach die meisten Menschen, wenn ein Landstrich vielfältig und dynamisch gegliedert ist, mit einem rhythmischen Auf und Ab der Geländeformen – das bezeichnen die Geografen als Reliefenergie –, mit Waldrändern und Wiesensäumen, mit vielfältigen Nutzungen vom Streuobst bis zum Rübenacker, mit kleinen und größeren Gewässern und dem Maßstab der Landschaft angemessenen Siedlungen und Bauwerken. Und am besten ohne besonders auffällige Elemente der Industriegesellschaft wie Autobahnen, Hochspannungsleitungen, Gewerbegebiete oder auch Windkraftwerke.



Es ist das klassische Bild einer intakten mitteleuropäischen Kulturlandschaft, das auch Joseph von Eichendorff vor Augen hatte. Im Gegensatz zur zersiedelten Industrielandschaft, zur ausgeräumten Agrarlandschaft, aber auch zur Wildnis. Roser bezeichnet diese stillschweigende Übereinkunft als »emotionale Basis des Naturschutzes«. Im Bundesnaturschutzgesetz findet das seinen Ausdruck in der Verpflichtung, Natur und Landschaft so zu pflegen und zu schützen, dass »Vielfalt, Eigenart und Schönheit sowie der Erholungswert dauerhaft gesichert sind«.

### **Der moderne Mensch ist nicht nur Geist, sondern auch Natur**

Ob und wie die Qualitäten einer bestimmten Landschaft gemessen werden können, hat vor mehr als 40 Jahren schon den Landschaftsplaner Hans Kiemstedt beschäftigt. Der spätere Professor für Landschaftspflege und Naturschutz der Universität Hannover entwickelte ein Verfahren, mit dem sich die Eignung einer Landschaft für Erholungszwecke bewerten lassen sollte. Dabei konzentrierte sich Kiemstedt auf »erlebniswirksame« Übergänge zwischen Wäldern und Feldern, Wiesen und Gewässern. Je mehr solcher »Randeffekte« eine Landschaft aufweisen konnte, desto höher ihr »V-Wert«. Die Methode machte zunächst Furore in Fachkreisen, wurde aber schnell als zu schematisch empfunden und von neuen empirisch-statistischen Bewertungsverfahren abgelöst.

»Angeregt von Feldstudien der Umweltpsychologie, haben wir zuerst einfach eine Gruppe Studenten in einen VW-Bus gesetzt und sind in einen Park oder hinaus in die Landschaft gefahren«, erinnert sich der Münchner Landschaftsarchitekt Werner Nohl, der lange an der Technischen Universität München (TUM) in Weihenstephan über Landschaftsästhetik lehrte und als Doyen seiner Zunft in Deutschland gilt. Anhand »semantischer Skalen« zur Messung persönlicher Einstellungen sollten die Probanden Kriterien wie »Eigenart«, »Vielfalt«, »Naturnähe«, »Gliederung« und »Weite« eines Landschaftsbildes bewerten, die in ihrer Gesamtheit so etwas wie Schönheit ausmachen. »Wir haben diese Methode aus der psychologischen Individualdiagnostik übernommen«, sagt Nohl in seinem mit Büchern und Karten vollgestopften Arbeitszimmer in einem Münchner Vorort. Schon damals stellte Nohl



eine »erstaunliche Übereinkunft« fest darüber, welche Arten von Landschaft als »schön« empfunden werden. Immer wieder bestätigte sich eine alte Gesetzmäßigkeit: *Variatio delectat*. Jedenfalls bezogen auf landschaftliche Naturerlebnisse, nicht auf »technische Großstrukturen«, die auch nach Jahren noch als Fremdkörper wahrgenommen würden.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt man, wenn man den Probanden nur Fotos von Landschaften präsentiert. Oder Fotomontagen. Einer Gruppe von 45 Studenten hatte Nohl vier Abbildungen derselben norddeutschen Wiesenlandschaft vorgelegt, einmal ohne, dann mit zwei, sechs oder zwölf Windturbinen. »In dem Maße, in dem die Zahl der Windkraftanlagen zunimmt, werden die Landschaftsszenen von den Studenten negativer erlebt«, sagt Nohl. »Statistisch ist das hochsignifikant.« Warum die Zeichen der industriell-technischen Epoche oft als störend wahrgenommen werden, erklärt Nohl mit dem Bedürfnis des modernen Menschen, sich immer wieder vergewissern zu wollen, »dass wir nicht nur Geist, sondern auch Natur sind«. Bis heute erlebten die Menschen die agrarisch und forstlich genutzten Außenbereiche in aller Regel als »Bild friedvoller, ästhetisch-emotional anrührender Natur«, die sie in den verstädterten Gebieten oft vergeblich suchten.

Ortstermin in einer ehemaligen Textilfabrik des Städtchens Mössingen bei Tübingen, Sitz des Regionalverbands Neckar-Alb, der in diesem Teil Baden-Württembergs für die überörtliche Regionalplanung verantwortlich ist. In einem abgedunkelten Raum sitzen 25 Männer und Frauen, Bürgermeister, Angehörige von Naturschutzbehörden, örtliche Mandatsträger und Normalbürger. Innerhalb von einer guten Stunde sollen sie fünfzig Bilder von typischen Landschaften aus ganz Baden-Württemberg bewerten. Wochenlang ist Roser mit seiner Kamera durch die Gegend gefahren, um alle möglichen Landschaftstypen einzufangen: eine weite, offene Graslandschaft mit mächtigen Eichen im Biosphärenreservat Schwäbische Alb, ein pittoreskes Flusstal mit einer Burg, eine an einem steilen Hang gelegene Wacholderheide, aber auch eine Biogasanlage in der offenen Landschaft, ein Gewerbegebiet am Albtrauf, eine »Energie Landschaft« mit Windrädern und Hochspannungsmasten, eine eintönige Agrarsteppe.

Im ersten Durchlauf sollen die Probanden auf einer Skala von eins (niedrig) bis zehn (hoch) spontan den ästhetischen Gesamteindruck eines Fotos bestimmen. In einem zweiten Durchlauf werden die Bilder getrennt nach »Vielfalt« und »Eigenart« untersucht. Ein Teilnehmer will wissen, ob die Aufnahmen nicht geschönt oder vielleicht aus einer idealen Perspektive aufgenommen worden seien. Roser versichert, dass er nichts versteckt oder manipuliert habe. »Ich habe mich sogar bemüht, bei allen Fotos ähnliche Wetterverhältnisse abzuwarten.«

Schon ein Dutzend solcher Fotobewertungsveranstaltungen mit Tausenden von Bildern hat Roser zwischen Hohenloher Land, Schwarzwald, Bodensee und Schwäbischer Alb organisiert. Die Ergebnisse werden statistisch ausgewertet und liefern den Maßstab für die Analyse möglichst vieler digitaler Geodaten über Siedlungsdichte, Flächennutzung, Infrastruktur, Waldbedeckung, Topografie bis hin zu geschützten Biotopen. Mithilfe komplexer Rechenmodelle kann dann für jeden Punkt auf der Landkarte so etwas wie ein Schönheitswert berechnet werden. »Im Prinzip arbeitet das Programm wie ein Wanderer, der Informationen über Geländeform oder Landnutzung, die die ästhetische Wahrnehmung der Landschaft prägen, aus einer guten Landkarte herauslesen kann.«

Roser räumt ein, dass seine Schönheitskarte, wie jedes Modell, nur ein vereinfachtes Abbild der Wirklichkeit liefert, eine erste Orientierung, welche Bereiche des Landes besonders attraktiv und schützenswert, welche eher unspektakulär sind oder bereits »technisch überformt«. Für ein differenziertes landschaftsästhetisches Gutachten, das ein Gericht überzeugen soll, bedürfe es auch weiterhin »intensiver Feldarbeit« mit dem »Klemmbrett unter dem Arm«. Idealerweise auch der Sprachgewalt eines literarisch bewanderten Gelehrten. »Die Dramatik des Himmelsgewölbes, die von übermächtigen Wolkengebilden am Tage bis zu unendlich weiten, glänzenden Sternenzelten in der Nacht reicht, ist hier nicht zu übersehen«, formuliert Nohl in einem Gutachten, in dem er die karge, aber anmutige Landschaft des Schmarloh im Süden der Lüneburger Heide vor einem Windpark zu bewahren suchte. Von Eichendorff ist das gar nicht so weit weg.

DIE ZEIT 3/2014

## Objektiv gesehen

*Am Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik in Frankfurt am Main erforschen Wissenschaftler, was wem warum gefällt*

Von Alard von Kittlitz

Sollten Sie sich beim Lesen dieser Zeilen nicht in der Einöde befinden, dürfte ein kurzes Aufblicken schon reichen: Sie sehen etwas Menschengemachtes. Eine Wand etwa, die zu einem Haus gehört oder einem Zimmer. Die Wand wird vermutlich recht glatt sein, weiß gestrichen oder auch bunt tapeziert. Möglicherweise hängt ein Bild an der Wand, oder es ist eine Türe darin, deren Klinke ein wenig glänzend und geschwungen daherkommen mag. Wenn Sie sich in der von Menschen gestalteten Welt umschauen, werden Sie feststellen, dass beinahe jedes Objekt, das Sie wahrnehmen können, nicht bloß funktionieren will, sondern auch Ihrem Auge gefallen möchte. Sogar die Wand.

Warum?

Am Grüneburgweg in Frankfurt am Main steht ein Bürogebäude, die Fassade unauffällig, Naturstein und Glas. In diesem Gebäude befindet sich das Max-Planck-

Institut für empirische Ästhetik. Knapp hundert Wissenschaftler sind dort angestellt, Linguisten, Musikwissenschaftler, Neurobiologen, Mathematiker, und sie alle beschäftigen sich mit Schönheit. Sie wollen herausfinden, was wem warum gefällt.

Das ist eine sehr alte Frage. Die Philosophie beschäftigt sich spätestens seit Aristoteles mit dem Thema. Bei den Griechen gehörte das Schöne zusammen mit dem Wahren und dem Guten zur Trias der allerhöchsten Werte. Nach ihrer Ansicht war das Schöne wahr und das Wahre schön. Gut 2000 Jahre später entdeckte der amerikanische Molekularbiologe James Watson die Struktur der menschlichen DNA. Über sein berühmtes Doppelhelix-Modell sagte er: »Es war so schön, dass es wahr sein musste.«

In Frankfurt will man der alten Frage nach dem Wesen des Schönen mit den neuen Mitteln der Empirie begegnen. Das Institut kann MRT-Geräte nutzen, um Gehirne zu scannen, es kann Gänsehaut messen, Augenbewegungen auswerten, es verfügt über schallisolierte Kabinen und das Art Lab, einen Veranstaltungsraum, in dem sämtliche Regungen des Publikums oder der Künstler aufs Genaueste aufgezeichnet werden können: 46 Sitzplätze. Klänge, Mimik, Gestik und Körpermesswerte der Anwesenden können hier synchron erfasst werden.

Stille Büroflore, grauer Teppich, weiße Wände – von innen wirkt die Schönheitsforschungsanstalt nicht aufregender als eine Versicherung. Im Büro von Winfried Menninghaus findet sich neben der Türe immerhin ein Schwarz-Weiß-Foto des Schriftstellers Thomas Bernhard bei einem Besuch im Suhrkamp-Verlag, für den Menninghaus mal gearbeitet hat. Der Literaturwissenschaftler ist einer der Gründungsdirektoren des Instituts, ein schmaler, hochgewachsener Mann, dessen drahtige Locken vom Kopf abstehen, sodass er ein wenig ausschaut, als sei er gerade aus einer Kanone geschossen worden. Klären wir erst ein paar grundsätzliche Fragen.

Sie gehen an diesem Institut natürlich davon aus, dass Schönheit wichtig ist. Aber würden Sie wirklich behaupten, dass sie wesentlich ist für unsere Existenz?



»Absolut. Es ist zum Beispiel schon länger bekannt, dass die Menschen jedes Gesicht, das sie sehen, auch immer auf seine Schönheit hin beurteilen. Sie können nicht anders. Es gibt Hinweise darauf, dass Hirnbereiche, die bei ästhetischen Urteilen über sprachliche Formulierungen besonders stark aktiviert werden, schon auf recht banale Sätze ansprechen. Pointiert formuliert: Selbst bei der Alltagsplauderei mit dem Bäcker fällen wir also automatisch ein Urteil darüber, ob der sich gerade gut, interessant, witzig ausdrückt. Im Untergrund ist unsere ästhetische Wahrnehmung immer auf der Lauer, Unterscheidungen zu treffen.«

In der Geschichte der Ästhetik haben viele gemeint, dass man in der richtigen Stimmung sein muss, um Schönheit erleben zu können. Schiller zum Beispiel.

»Das ist ja das Schöne an der empirischen Forschung. Dass wir solche Theorien überprüfen können und im Zweifelsfalle auch ad acta legen. Weil wir hier Tests mit Probanden durchführen, haben wir Zugang zu Antworten, die man durch Nachdenken allein nicht finden kann.«

Es ist nicht leicht, geisteswissenschaftliche Fragen in Versuchsordnungen zu übersetzen. Menninghaus interessieren die Gefühle, die wir mit ästhetischen Erlebnissen verbinden.

Menninghaus' Mitarbeiter ließen Studienteilnehmer selbst ausgesuchte, bewegende Filmschnipsel mitbringen und ansehen. Dabei wurden Herzschlag, Tränen und Gänsehaut mit einer Spezialkamera und Sensoren aufgezeichnet. Die Top Drei der Emo-Film-Liste: Leo stirbt in *Titanic*; Hund stirbt in *Marley und ich*; Frau stirbt in *Oben*. Offenbar kann auch die Trauer eine intensive ästhetische Erfahrung sein, so wie auch das Entsetzen und der Ekel. Heraus kam auch, dass Tränen und Gänsehaut gleichzeitig nur in den Spitzenmomenten emotionaler Erregtheit auftauchen oder dass soziales Verhalten in Filmen am ehesten Tränen und Gänsehaut verursacht; wenn Menschen anderen Menschen helfen – im Extremfall: sich für sie opfern.



Gleichzeitig läuft in Menninghaus' Abteilung die »Schön-Studie«, die untersucht, was wir empfinden, wenn wir von Schönheit sprechen. Die Probanden werden gebeten, sich an ein schönes Erlebnis zu erinnern: an Fjordlandschaften, an die Hochzeit der Tochter, an ein Hornkonzert. Über allem schwebt die Frage, wie man sich wissenschaftlich präzise einem schlampigen Begriff wie der Schönheit nähert.

Das Institut, das 2013 gegründet wurde, hat sich eine Drei-Fronten-Taktik überlegt: Sprache und Literatur. Musik. Und die Neurowissenschaften. Bilder, an die man bei Schönheit vielleicht als Erstes denkt, visuelle Eindrücke werden in Frankfurt nicht erforscht.

Die drei Abteilungen sollen sich gegenseitig befruchten – die Forscher legen zum Beispiel Probanden in MRT-Geräte und lassen Neurobiologen deren Hirnaktivitäten untersuchen, etwa beim Hören eines Gedichts. Menninghaus holt eine Grafik hervor, auf der vier Zickzacklinien verlaufen, manchmal parallel, an anderen Stellen divergierend.

»Es geht dabei darum, die Bedeutung von Begriffen wie Anmut, Eleganz und Sexiness auseinanderzudröseln. Sie alle laufen auch unter dem Begriff schön. Wir haben den Probanden binäre Merkmale vorgelegt: heiß/kühl, verspielt/einfach, künstlich/natürlich. Sie sollten die Begriffe dann auf einer Skala anordnen. So findet man zum Beispiel raus: Eleganz ist kultiviert, Sexiness eher unkultiviert. Eleganz ist eher artifiziell, Schönheit und Sexiness sind eher natürlich. Eleganz ist exquisit, intellektuell, zart.«

Menninghaus und seine Kollegen wollen den Begriff Schönheit schärfer, feiner machen. Es gehe darum, die »Granularität« der Bestimmungen von Schönheit zu erhöhen, sagt Menninghaus. Granularität, Körnigkeit, ein Lieblingsausdruck von David Poeppel. Der ist Chef der Abteilung Neurowissenschaften und eine Koryphäe mit zweitem Arbeitsplatz an der New York University.

Ist bekannt, warum wir so auf Schönheit gepolt sind? Aus biologischer Perspektive?



»Es gibt viele Überlegungen, vor allem aus der evolutionären Psychologie. Angeblich braucht man Schönheitsurteile, um überleben zu können. Aber ich weiß nicht, was davon stimmt.«

Können Sie das denn rausfinden?

»Wir Neurowissenschaftler haben relativ unscharfe Methoden. Wir können Leute in eine Maschine stecken oder ihnen eine Elektrode auf den Kopf kleben. Die Philosophen denken seit Jahrtausenden über die Ästhetik nach. Aber: Natürlich sind ästhetische Erlebnisse eine Leistung des Gehirns. Wir wollen herausfinden, wie das Gehirn ästhetische Urteile fällt. Vielleicht lernen wir dabei auch, warum.«

Neurowissenschaftler galten eine ganze Weile als die Draufgänger der Wissenschaft, laut, schnell, gefährlich, alle Fragen konnten sie beantworten mit einem Bild unseres Gehirns: Da sitzt Gott, da die Erinnerung und hier die Fähigkeit, Speck zu riechen. Poeppel aber redet sehr vorsichtig über sein Feld.

»Das Gehirn ist ein kompliziertes Organ. Nur so groß wie zwei Fäuste nebeneinander, aber mit 86 Milliarden Zellen darin. Und die sind unheimlich dicht verschaltet. Jede Zelle hat, um mit Facebook zu sprechen, tausend bis zehntausend »Freunde«. Und nun sollen wir jemanden in einen Scanner stecken, und dann leuchtet's, und das korreliert mit Schönheit? Das ist schon sehr naiv.«

Also eigentlich unmöglich?

»Noch. Aber wir werden die Antworten finden. Wir versuchen hier derzeit vor allem rauszufinden, wie die Granularität eines ästhetischen Urteils aussieht. Was bewegt einen an der Musik? Ist es eine einzelne Note? Das ist wahrscheinlich zu klein. Ist es die ganze Sinfonie? Das ist eher zu groß. Ich suche nach den Atomen des ästhetischen Urteils.«



Ein Eindruck, dessen man sich am Institut nicht erwehren kann, ist, dass die Suche nach dem Schönen schön ist. Grundlagenforschung bedeutet, dass es wenig Zeitdruck und Erfolgszwang bei der Problembewältigung gibt; niemand erwartet, dass die Arbeit wirtschaftlichen Nutzen trägt. Die Forschung wird fast zum Spiel. Da lässt eine Biologin die Probanden Vogelgesang hören und sie entscheiden, in welcher Geschwindigkeit er ihnen am besten gefällt.

Ob man solche Forschung für sinnvoll hält, ist eine Frage der Großzügigkeit. Klar könnte man all das Geld auch in die Alzheimer-Forschung stecken. Auf der anderen Seite ruht die Zivilisation, in der wir leben, fundamental auf Antworten, die kluge Leute gefunden haben, nur weil sie neugierig waren.

Am Ende geht es in Frankfurt um eine Art Landgewinnung. Wissen beginnt mit winzigen Inseln. Die Inseln sollen erweitert werden, bis das Meer zwischen ihnen verschwunden ist. Das große Fernziel lautet »integrierte Theorie«. Das ist, wenn das Meer ganz verschwunden ist und alle Inseln zusammengewachsen sind. Die Mitarbeiter des Instituts scheinen alle daran zu glauben, dass der Tag kommen wird. 30, 40, 50 Jahre, schätzt Poeppel. Dann ist die Schönheit entschlüsselt.

Kant hat mal geschrieben, dass die dem Schönen am reinsten korrespondierende Form des Erlebens das »interesselose Wohlgefallen« sei. Wenn wir etwas als schön empfinden, wollen wir in diesem Moment nichts davon, wir verbinden damit keinen Gedanken an Nutzen, das Schöne muss noch nicht einmal materiell vorhanden sein, es reicht manchmal schon eine Vorstellung. Kant hätte dieses Institut wohl gefallen.

DIE ZEIT 16/2017

## Ist Schönheit göttlich?

*Ja! Sie kommt unter anderem aus der Liebe  
und rettet die Menschen vor Verzweiflung.  
Die alten Meister wussten das*

Von Evelyn Finger

Die anmutigste aller Frauen, die Göttin der Schönheit und der Liebe, kam auf sehr hässliche Weise zur Welt. Das haben ihre Bewunderer, die Maler der Renaissance, natürlich vertuscht: Bei ihnen entsteigt Venus mit wallendem Goldhaar dem Meer, liegt barbusig auf der Ottomane oder ruht nackt in arkadischer Landschaft. Immer leuchtet die Dame – und fast schon ein bisschen selbstgefällig auf dem Gemälde des Italieners Jacopo Palma il Vecchio, das um 1500 in Venedig entstand. So makellos ihre Haut, so sanft hingegossen ihr Leib. Kein Betrachter käme auf die Idee, sie könnte gewaltsam gezeugt worden sein.

Doch die alten Griechen, bei denen Venus noch Aphrodite hieß, erzählten einander die grausame Vorgeschichte: Ihr Vater Uranos wurde, als er sich der Mutter Gaia liebeshungrig näherte, von deren Sohn Kronos mit einer Sichel kastriert. Die abgeschnittenen Genitalien fielen ins Meer – und aus der Vermischung von göttlichem Samen, Blut und Salzwasser entstand die »Schaumgeborene«, die älteste Gottheit des Olymp, die Göttin der Schönheit.

Ist Schönheit göttlich? Für die Renaissancemaler Botticelli, Tizian, Giorgione oder Palma il Vecchio durchaus. Für sie war das Schöne ein göttlicher Lichtstrahl in der irdischen Welt. Ein Widerschein des Allerhöchsten sollte durch das Gemälde hin-

durch bis in die Seele des Betrachters fallen. Also stellten sie die Venus anbetungswürdig und zugleich menschlich dar. Bei Palma il Vecchio trägt sie keinerlei Himmelsinsignien, nur ins Haar geflochtene Perlen, und wirkt auf diese Weise hoheitsvoll und zugleich nahbar wie eine Venus von nebenan.

Die Maler der Renaissance interessierten sich weder für die Grausamkeit des Mythos, noch hegten sie eines der ewigen Vorurteile gegen weibliche Schönheit – die im Mittelalter als sündhaft verteufelt worden war, in der Klassik als hinreißend naiv vergöttert wurde und heute als geistlos, ja unemanzipiert verdächtigt wird.

Botticelli und seine Kollegen hingegen hatten einen ungebrochen optimistischen Begriff vom Schönen. Aus der Antike übernahmen sie die Vorstellung, das Schöne sei eins mit dem Wahren und Guten. Wie Platon verstanden sie unter *kalon* nicht nur das äußerlich Reizende, sondern auch das Rechte, Geziemende, Angemessene und Heile. In der Venus machten sie dieses Ideal sichtbar: die Trias von Schönheit, Wahrhaftigkeit, Güte.

So zahlreich die Definitionen des Schönen seit der Antike auch waren – von Platon und Aristoteles über Augustinus und Thomas von Aquin bis zu Schiller, Hölderlin, Hegel: Durch die ganze abendländische Geistesgeschichte wird das Schöne mit dem Höchsten, wird Ästhetik mit Ethik verbunden.

Das ändert sich erst in der Moderne, die nicht nur vom Glauben an Gott abfällt, sondern auch dem Schönen misstraut. Heute kommt die Sehnsucht nach der Schönheit oft im profanen Gewand daher: Schönheitsköniginnen werden im Fernsehen gekürt, Schönheitskönige im Fitnessstudio erschaffen. Dem Schönheitskult der Massen steht in der Hochkultur die Ablehnung des Schönen als oberflächlich, hohl und allzu perfekt gegenüber. Fast panisch vermeiden die Künste das klassisch Schöne und inszenieren stattdessen das Hässliche, Gebrochene, Unheile. Selbst die Mode lässt sich anstecken und propagiert Unförmiges in Unfarben, gern als genderneutralen Kompromiss. Das ist die Heuchelei, vielleicht auch die Selbstunsicherheit unserer Zeit: Jeder will schön sein und begehrt Schönes – doch viele verachten es zugleich.



Die alten Griechen hätten das nicht verstanden. In die Mauern des Apollon-Tempels in Delphi meißelten sie den Spruch: »Das Richtigeste ist das Schönste.« In Traktaten legten sie dar, dass die Seele erst durch die Schönheit der Welt befähigt sei, Gott zu schauen. In Götterstatuen feierten sie nicht nur den wohlproportionierten Leib, sondern die ganze Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Denn Schönheit war für sie ein Abglanz jener göttlichen Ordnung, die einst aus dem Chaos entstand. Bevor es Erde, Himmel und Ozeane gab, war die Welt formlose Materie. Daraus ging zuerst, so glaubten die Griechen, Eros hervor, die alles verändernde Kraft der Leidenschaft, nach und nach folgten die anderen Mächte des Kosmos.

Welchen Platz hatte Aphrodite (oder lateinisch: Venus) im Götterhimmel? Verheiratet war sie mit dem hässlichen Gott des Feuers, Hephaistos. Mit dem Kriegsgott Ares ging sie fremd und zeugte mit ihm unter anderem die Kinder Harmonia (Eintracht) und Anteros (Gegenliebe), aber auch Phoibos (Furcht) und Deimos (Schrecken). Sie schützte brave Eheleute ebenso wie Huren. Zur Gefahr für die Menschen aber wurde sie, so erzählt es der Mythos, durch ihre Eitelkeit.

Es geschah beim berühmtesten Schönheitswettbewerb aller Zeiten: Auf der Hochzeit der Meeresgöttin Thetis warf die schlangenhaarige Göttin des Neids einen goldenen Apfel unter die Gäste: »Für die Schönste!« – Aber welche war das? Die Göttinnen Hera, Athene und Aphrodite beanspruchten jede den Titel für sich. Entscheiden musste ein armer Tropf, der Prinz Paris, zum Schiedsrichter auserkoren aufgrund seiner edlen Gestalt.

Aphrodite versprach ihm Helena, die schönste Frau der Welt – und bekam den Apfel. Der Preis waren zehn Jahre Krieg. Am Ende war Troja vernichtet, und die siegreichen Griechen waren zermürbt. Aber alle hatten begriffen: Schönheit ist göttlich und Grausamkeit auch. Aphrodite aber wird nie eine Heilige sein.

Merkwürdig, dass ihr die Gottesmutter Maria so ähnlich sieht. Natürlich ist diese andere Schönste des Abendlandes auf Gemälden niemals nackt. Aber die Renais-



sancekünstler huldigten auch ihr als einer anbetungswürdig schönen Frau. Wie zum Tanz neigt Maria im roten Kleid sich dem Engel der Verkündigung zu. Wie zur Umarmung hält Maria nach der Kreuzabnahme zärtlich den ermordeten Sohn auf dem Schoß. Wie zum Kuss beugt Maria mit dem Jesuskind das Gesicht zur Seite und entblößt einen anmutigen Hals und ein zartes Dekolleté. Der Meister Caravaggio hat sie um 1600 mit einem nackten Kleinkind im Arm gemalt, das sich am Brusttuch festkrallt und ein bisschen wie ein Amor aussieht. Die Gottesmutter beugt sich mitleidig zu abgerissenen Pilgern hinab, aber der Liebreiz dieser Pose gilt nur dem Betrachter des Bildes – und natürlich dem Maler.

Caravaggio hat die Madonna von Loreto nicht nur gemalt, er hat sie geliebt: Ihr wahrer Name war Maddalena »Lena« Antognetti. Sie lebte in einem Elendsviertel Roms, wo Caravaggio soff und die Huren besuchte, bis er Lena traf, die wohl seine einzige Liebe blieb. Die Marienfiguren dieses Malers berühren uns vielleicht auch deshalb so sehr, weil er sich die Modelle für seine Heiligenfiguren in den schmutzigsten Winkeln der Wirklichkeit suchte.

Er malte Bettler, Huren, Lustknaben, Säufer, Kranke, Kriminelle, all jene, die in der Bibel als »Mühsame und Beladene« zusammengefasst werden – die Lieblinge Jesu also. Leider ziemte es sich in den Augen seiner vatikanischen Auftraggeber nicht, so viel echtes Leben in sakrale Kunst zu verschmelzen, schlimmer noch: als Porträtist des Papstes zugleich mit den Elenden zu verkehren. Doch Caravaggio blieb standhaft. Er malte seine Geliebte Lena, eine Magd, vor ihrer eigenen Haustür im verrufenen Stadtviertel Ortaccio als irdische Himmelskönigin, mit Heiligenschein über dunklem Haar. Das schwache Tageslicht scheint einzig für diese Frau. Und die Gasse wird hell durch sie.

Schönheit hat immer mit Liebe zu tun. Wer liebt, erkennt im anderen das Schönste. Und wer geliebt wird, ist schön. Der Benediktinerpater Anselm Grün schreibt vier Jahrhunderte später in seinem Buch *Schönheit*: »Der, den ich liebe, wird verklärt. Wenn ich in den Menschen, die nach außen hin entstellt sind, die Liebe erkenne, schaue ich in ihnen Gottes Herrlichkeit.«



Caravaggio sah seine Maria als herrlichen Menschen in einer hässlichen Welt. Damit machte er sich mächtige Feinde. Seine Konkurrenten bedrohten ihn, die Inquisition verfolgte ihn, bis er eines Tages, mit knapp vierzig Jahren, spurlos verschwand. Seine Leiche wurde nie gefunden.

Doch es blieben seine Madonna, seine Magdalena, seine Heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten – alle von jener besonderen, den Betrachter nicht einschüchternden, sondern heilenden Schönheit. Die christlichen Mystiker jener Zeit glaubten: Kontemplation des Schönen reinigt das Herz. Die Kirchenväter behaupteten: Im Schauen der Schönheit berührt der Mensch die unendliche Liebe Gottes. Tatsächlich ist das griechische Wort für Gott (*theos*) mit dem Wort für Schauen (*theastai*) verwandt. Die Schöpfungsgeschichte am Anfang der Bibel schildert, wie Gott am Abend des sechsten Tages sein Schöpfungswerk betrachtet und feststellt: »Es war sehr gut.« Das hebräische Wort *tob* bedeutet aber nicht nur gut, sondern auch schön. Die Schöpfung ist also beides: gut und schön.

Und die Passion Christi? An der Folterung eines unschuldigen Wanderpredigers ist zunächst weder Gutes noch Schönes. Doch am Kreuz leuchtet die innere Schönheit des Gottessohns auf. Der Sterbende löst sich nicht auf in Schmerz und Hass, sondern bewahrt seine Würde. Selbst für seine Peiniger erfleht er Vergebung. In den Evangelien heißt es, Jesus nehme das Leid der Welt auf sich, um sie zu erlösen. Er ist das wahre Licht, verborgen im geschändeten und beschämten Menschen. Mit den Worten Bonaventuras: »Die Schönheit Jesu leuchtet sogar noch aus seiner Ungestalt heraus.« Hier fügt das Christentum der Schönheitsdebatte etwas Eigenes hinzu, nämlich die Inkarnation des Schönen im zerschundenen Leib. So wie Jesus die Aussätzigen umarmt und die Kranken aufgerichtet hat, so erhebt er sich aus dem Grab. Auf Karfreitag folgt Ostern – auf die Passion die Auferstehung.

Schönheit als Abbild Gottes ist nun nicht mehr die Vollkommenheit einer griechischen Statue, die von menschlichen Leiden und Abgründen nichts weiß. Der Gott, der Mensch geworden ist, zeigt sich im Leid. So löst das Christentum die Schön-



heitsidee von der äußeren Perfektion der alten Götterstatuen mit ihren leeren Augen. Der neue eine Gott strahlt immer noch hell, aber sein Licht soll trösten.

Es dauert jedoch ein paar Jahrhunderte, bis die Malerei auch den Gekreuzigten »schön« darstellt. Anfangs gilt das Kreuz nur als Ort der Schande und wird nicht gezeigt, später, in der Gotik, sieht man nur den Schmerzensmann. Erst die Renaissance hebt die Dialektik von Ostern im Bild des leidenden Helden auf: Bei Leonardo da Vinci wirkt der Tote, als schlafe er; sein nackter Körper mit den klassischen Proportionen ist beinahe anmutig. Vor einem blauen Frühlingshimmel breitet Jesus die Arme aus. Auch Dürer und Cranach betonen die Pose des Retters, der im Tod die Welt umarmt. Sein Lententuch, das ihn weiß umschwebt, deutet die Auferstehung an.

Durch Leid zum Heil: Die Christen kannten das Motiv schon aus den alttestamentarischen Liedern. Beim Propheten Jesaja wurde über den Messias geweissagt: »Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voll Schmerz und Krankheit. Er war so verachtet, dass man das Gesicht vor ihm verbarg (...). Doch durch seine Wunden sind wir geheilt.« Eine heilende Schönheit also, die den Schmerz überstrahlt. Deshalb schreibt der Evangelist Johannes über Jesus am Kreuz: »Wir haben seine Herrlichkeit gesehen.« Das ist kein Leidenskult, wie ihn die Kirche lange auch pflegte. Herrlich meint hier: die durch das Leiden unbezwingbare Liebe. Wer will, kann sie im Ostergeschehen erkennen. Schönheit, die aus der Liebe kommt, vermag die Grausamkeit zu besiegen.

Als die Protestanten im 17. Jahrhundert erstmals ihre Lehre schriftlich zusammenfassen, lautet der erste Satz: »Gott ist schön.« Und heute? Die Gegenwart, die der Schönheit misstraut und sie als äußerliche Eigenschaft abtut, sollte ein bisschen mehr Vertrauen in sie setzen. Denn auch wer nicht an Gott glaubt, kann sehen: Schönheit ist ein göttlicher Glanz – lateinisch *gloria*, griechisch *doxa*, hebräisch *kabod*. Wie trostlos wäre die Welt ohne ihn.

## Du bist, was du trägst

*Worte reichen nicht. Auch Kleidung, Körpersprache und das Aussehen beeinflussen, wie überzeugend wir auf andere wirken – und wirken auf uns selbst zurück*

Von Silke Weber

Schönheit, nun ja. Einerseits investieren wir viel Zeit, Geld und Aufmerksamkeit in den Versuch, schön zu sein und zu bleiben. Andererseits unterstellen wir der Schönheit Oberflächlichkeit. Wahre Ausstrahlung komme von innen, heißt es, sie sei ein Resultat von geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften. Wir haben kein Problem damit, jemanden für seinen Humor oder seine Intelligenz zu loben. Aber geht es um die Schönheit, werden Menschen sparsamer mit dem Lob.

Dabei komme es sehr wohl auf das Aussehen an, sagt die Philosophin Lisa Schmalzried: »Stellen Sie sich zwei Personen mit den gleichen gefälligen Charaktereigenschaften vor. Es ist problemlos möglich, dass nur eine von beiden anziehend oder charismatisch ist.« Schöne Menschen faszinieren uns, sagt Schmalzried. Vielleicht haben sich deswegen so viele Wissenschaftler daran versucht, eine Formel für das Schöne zu finden. Aristoteles definierte einen Dreiklang von Harmonie, Symmetrie und Wohlproportioniertheit. Und der Arzt Stephen Marquardt entwarf in diesem Jahrhundert die sogenannte *golden mask*, die Mathematik des perfekt-schönen Gesichts nach den Regeln des Goldenen Schnitts. »Seit über 2000 Jahren versuchen wir Formeln für das Schöne zu finden, aber scheitern daran«, sagt Schmalzried. »Denn für jede Formel gibt es immer wieder Gegenbeispiele.«

Auch Kunstwerke, Landschaften und Tiere können wir als schön empfinden. Selbst gewöhnliche Postkarten folgen den Regeln des Goldenen Schnitts. Der parodisti-

sche Twitter-Account *Fibonacci Perfection* treibt es ins Absurde, indem er die Proportionen des Goldenen Schnitts zum Beispiel auf ein Foto anwendet, das die Schuh-Attacke auf George W. Bush während einer Pressekonferenz im Irak zeigt. Wir bewundern die makellosen Marmorstatuen von Aphrodite, Apollo oder Doro-phoros. Aber nicht nur diese Schönheitsideale betören die Betrachter, manchmal faszinieren gerade die Brüche: Selbst Risse in der Brotrinde könnten zur Annehmlichkeit des Ganzen beitragen, schrieb der Stoiker Marcus Aurelius. Was ist also Schönheit? Und was hat Schönheit mit Ausstrahlungskraft zu tun?

Die Philosophin Lisa Schmalzried hat zu dem Thema menschliche Schönheit habilitiert und vielleicht eine Antwort gefunden: Sie bindet Schönheit an das sinnlich Wahrnehmbare und beschreibt die Schönheitserfahrung als eine Erfahrung der Liebenswürdigkeit. Diese Erfahrung, sagt Schmalzried, »ruft Wohlgefallen hervor und weckt in uns den Wunsch, die betreffende Person kennenzulernen und eine positive zwischenmenschliche Beziehung mit ihr aufzubauen, verbunden mit der Überzeugung, dass andere ebenso reagieren sollten«.

### Aussehen

Schönheit hängt mit rein physischen Merkmalen zusammen, mit Haut, Haaren und Körperproportionen. Einerseits. »Stellen wir uns andererseits zwei physisch sehr ähnliche Personen vor, die sich nur in einem lachenden und einem düsteren Gesichtsausdruck unterscheiden«, sagt Schmalzried. »Wir empfinden die fröhliche Person als schöner.« Demnach erleben wir charismatische Personen deswegen als anziehend, weil sie uns durch ihre Gestik und Mimik, ihre Körperhaltung und -bewegung versprechen, eine liebenswerte Person zu sein. »Das Entscheidende ist der Ausdruck«, sagt Schmalzried, »die Expression.«

Ob wir es wollen oder nicht, wir werden danach beurteilt, wie wir aussehen, wie wir uns kleiden und wie wir uns geben. Und, wenn wir Glück haben, eventuell auch danach, ob wir unseren Job gut machen. Es mag unfair erscheinen, aber statistisch gesehen finden schöne Menschen leichter einen Partner und einen Job, sie sind





sexuell erfüllter, werden besser benotet, verdienen mehr Geld und gewinnen eher die Wahl. Die physische Attraktivität ist das zweitwichtigste Kriterium bei einer Bundestagswahl, fand ein Forscherteam um den Soziologen Ulrich Rosar von der Universität Düsseldorf heraus. Rosar verglich die Attraktivitätswerte deutscher Bundestagskandidaten seit 2002 mit ihren Wahlerfolgen. Dabei sollten die Testpersonen die Attraktivität der Politikerinnen und Politiker auf Basis von Porträts einstufen. Außerdem wurden andere Einflussfaktoren wie Alter, Geschlecht, akademischer Titel und Bekanntheit verglichen. Ergebnis: Nur die individuelle Bekanntheit war wichtiger als das Aussehen.

Schönheit sei ein Zeichen von Intelligenz, behauptete Andy Warhol einst. Stimmt das? Der Evolutionspsychologe Satoshi Kanazawa von der London School of Economics suchte in einem riesigen Datensatz nach einem Zusammenhang – und klang anschließend wie Warhol. Schöne Menschen seien im Durchschnitt tatsächlich klüger, behauptet Kanazawa: Intelligenz korreliere mit physischer Attraktivität ebenso wie mit Bildung. Seine Erklärung: Einerseits sei Schönheit wirklich Ausdruck von genetischer Qualität. Zweitens könnte die Korrelation mit Intelligenz das Ergebnis bevorzugten Paarungsverhaltens sein. Kulturwissenschaftlern treiben solche Thesen die Zornesröte ins Gesicht, weil sie auf sehr engen Intelligenz- und Schönheitsbegriffen basieren. Und die ändern sich von Zeit zu Zeit und von Kultur zu Kultur.

Die alten Griechen hatten noch einen Begriff für die Einheit von innerer und äußerer Tadellosigkeit: *Kalokagathia*. Es verbindet *kalós* (schön) und *agathos* (meist als »gut« übersetzt, meint aber eine ganze Reihe von positiven Werten). Zu anderen Zeiten hätte man so eine würdige Person vielleicht Gentleman genannt: eine harmonische und souveräne Persönlichkeit, bei der die Affekte sowie die geistigen Kräfte in einem ausgeglichenen und damit auch als ästhetisch empfundenen Verhältnis stehen.

Einheit, Harmonie, Gleichklang. In einer Welt ohne Schönheit würde uns Menschen eine ganz elementare Erfahrung fehlen, meint Lisa Schmalzried: »Schönheit zu erleben verbindet uns mit anderen Menschen. Immanuel Kant argumentierte,



dass wir uns in der Erfahrung des Schönen als in der Welt stimmig und zugehörig empfinden.« Wir merken, dass wir in die Welt hineinpassen. Ohne Widerstand.

Psychologen glauben heute aber auch an das Phänomen positiver Schlussfolgerung, also daran, dass man von einem dominanten Merkmal wie Schönheit auf andere positiv besetzte Werte schließt. Eine Art optische Täuschung. Sie nennen es »Attraktivitätsstereotyp« oder auch »Halo-Effekt«, abgeleitet vom englischen *halo* für Heiligenschein. Das äußere Erscheinungsbild kann also beides, eine innere Stimmung ehrlich widerspiegeln, aber auch täuschen. Der Mensch hat sich im Laufe der Evolution darauf eingestellt. Er hat gelernt, eher dem Gegenüber mit dem stärkeren Ausdruck zu trauen. Er erkennt die Unschuldigen am Erröten. Das allzu Perfekte nimmt er als unecht und kalt wahr. Es scheint, als hätte der Körper, und was man mit ihm ausdrücken kann, das letzte Wort.

## Körpersprache

Die amerikanische Sozialpsychologin Amy Cuddy wurde quasi über Nacht zum Star. Und zwar mit ihrer 2010 publizierten Studie über die Vorteile von »Power-Posen«. Die Studie wurde in der angesehenen Fachzeitschrift *Psychological Science* veröffentlicht und von Journalisten aufgegriffen, schließlich trat Cuddy bei der berühmten TED-Konferenz auf und schrieb ein Buch, das zum Bestseller wurde. Bis heute wurde Cuddys TED-Talk über 46 Millionen Mal im Internet aufgerufen und ist damit der zweitbeliebteste Talk in der TED-Geschichte. Warum hat dieses Video eine so enorme Ausstrahlung?

Man sieht Amy Cuddy, eine objektiv hübsche, zierliche, drahtige und ambitioniert wirkende Frau mit blondem Haar und offenem Lächeln, wie sie immer wieder die Arme in die Hüften stemmt, so wie Wonder Woman, die schwarzhaarige Amazonenkriegerin und erste weibliche Superheldin. Sie ist telegen, wirkt emphatisch und zeigt ihre Emotionen. Amy Cuddy verkörpert ihre eigene Theorie, und die sagt im Grunde Folgendes: Unsere Körpersprache hat Einfluss darauf, wie andere uns sehen. Und sie hat, so Cuddy, auch Einfluss darauf, wie wir uns selbst wahrnehmen. Ihre



Studie ergab, dass Probanden, die angewiesen wurden, in bestimmten Positionen zu stehen oder zu sitzen, die Arme breit auf den Tisch gestützt oder die Füße auf dem Schreibtisch, sich auch mächtiger fühlten. Und wenn Frauen eben nur zwei Minuten lang wie die besagte Wonder Woman dastanden, schnitten sie zum Beispiel signifikant besser in Bewerbungsgesprächen ab. Machtposen veränderten sogar ihre Körperchemie: Bei den Probanden in Power-Posen stieg das Testosteron an, während das Level des Stresshormons Cortisol sank. Cuddy interpretierte diese hormonellen Effekte als Beweis für ihre Theorie.

In ihren Vorträgen forderte Amy Cuddy ihr Publikum auf, die Erkenntnisse mit jenen zu teilen, die ein bisschen mehr Macht gebrauchen könnten. Sie selbst sprach auch vor Frauengruppen, in Obdachlosenheimen oder vor normalen Angestellten. Ihre Fans schickten ihr Post mit persönlichen Geschichten und erzählten davon, wie ihnen großspuriges Auftreten zu einem Job oder einem Gewinn verholfen hatte.

Cuddys immerwährender Leitspruch: »*Don't fake it, until you make it. Fake it, until you become it*«, übersetzt ungefähr: »Täusche nicht, bis du überzeugst. Täusche, bis du es selber wirst.« Damit sagt Cuddy, die Inszenierung reiche, um die eigene Ausstrahlung zu maximieren, andere in den Bann zu ziehen, selbst zu glauben, man sei charismatisch, und dadurch schließlich auch selbstbewusster zu werden.

Wer oben angekommen ist, hat diese Körpersprache längst verinnerlicht. Man denke an das Händeringen zwischen Donald Trump und Emmanuel Macron bei ihrer ersten Begegnung – und wie sich Frankreichs Präsident vor den Augen der Weltöffentlichkeit Respekt verschaffte, indem er die Hand des US-Präsidenten einfach nicht mehr loszulassen schien.

Körpersprache ist verräterisch. Cuddys inzwischen verstorbene Fachkollegin Nalini Ambady hatte Probanden 40 Sekunden kurze Videos von Patienten im Gespräch mit Ärzten gezeigt, ohne Ton. Anschließend sollten die Probanden sagen, welcher dieser Ärzte schon einmal verklagt worden war. Die Probanden waren erstaunlich zielsicher. Die verklagten Ärzte hatten auf sie unsympathischer gewirkt.



Pauschalurteile, die wir aus unserer Körpersprache ableiten, könnten ernsthafte Konsequenzen haben, lehrt Amy Cuddy an der Harvard Business School. Sie könnten darüber entscheiden, wer im Job befördert wird oder wen wir zu einem Date einladen.

Macht, Dominanz, Raum einnehmen, sich groß machen, die Arme ausbreiten. Das klingt nach Posen aus dem Tierreich. Oder auch nach Guru und Motivationstrainer, nach dem Motto, in jedem von uns steckt eine Amazonenkriegerin. Als Cuddy in den Medien die Runde machte und Auszeichnungen einsammelte, brodelte es in ihrem akademischen Umfeld. Fachkollegen versuchten, Cuddy samt ihren Machttheorien zu diskreditieren. Einige behaupteten, Cuddys Ruhm gründe auf äußerst fragilen Ergebnissen, die statistisch nicht signifikant seien. Eine Studie, die Cuddys Experiment nachzuprüfen versuchte, konnte die Ergebnisse nicht bestätigen. Die *New York Times* schrieb, dass selbst Co-Autoren, Kollegen und Befürworter ihrer Studie sich nicht traute, die Psychologin öffentlich in Schutz zu nehmen, aus Sorge um die eigene akademische Position.

Was war da los? Lag Cuddys Vergehen womöglich darin, den primitiven Körper über das wissenschaftliche Wort zu stellen? Darin, dass sie sagt, unsere Körpersprache beeinflusse unseren Geist? Wurde sie so scharf angegriffen, weil sie behauptete, dass selbst im akademischen Umfeld allein durch selbstbewusstes Auftreten die Erfolgchancen steigen? Eine freche These, schließlich ist die Universität kein Urwald oder Pokertisch, wo Bluffen zum Spiel gehört. Cuddys Theorie stellt Karrieren und Erfolgsgeschichten in ein anderes Licht.

Die Antwort hat auch mit ihrer eigenen Biografie zu tun. Cuddy erzählt in ihrem TED-Talk, wie sie als 19-Jährige einen schlimmen Autounfall hatte, der mit einer so schweren Hirnverletzung endete, dass die Ärzte prognostizierten, sie könne das College nicht beenden. Eine wissenschaftliche Karriere schien vollkommen ausgeschlossen. Cuddy studierte trotzdem. Obwohl sie sich nicht viel zutraute und eingeschüchtert war, versuchte sie sich immer wieder selbst zu überzeugen, dass sie etwas kann, und dabei eine selbstbewusste Haltung einzunehmen und schrieb



schließlich ihre Doktorarbeit an der Princeton University. In diesem Frühjahr holte sie zum Gegenschlag aus und veröffentlichte eine Meta-Analyse von 55 Studien, die zeigt, dass Power-Posing funktioniert. 2 zu 1 für Amy Cuddy.

## Kleidung

Die Schauspielerin Robin Wright ist in der TV-Serie *House of Cards* als durchtriebene Claire Underwood bis zur First Lady aufgestiegen. Underwood benutzt in der Serie ihre Kleidung, um jeden um sie herum zu manipulieren, um sich selbst zu wappnen und um für ihre eigene Position zu kämpfen. Laut ihrer Kostümdesignerin wurden die Kleider so ausgewählt, dass Claire Underwood Souveränität und Überzeugungskraft ausstrahlt. Ihre Kleider wirken tatsächlich mehr wie eine Uniform, wie eine Rüstung, nicht wie Dekoration – sie wirken wie eine Silhouette der Macht.

Jeder, der die Politserie *House of Cards* gesehen hat, weiß, wie unheimlich realistisch sie ist. Politiker oder Prominente benutzen die Macht der Mode auch im wahren Leben für ihre Ziele und um sich auszudrücken. Stil ist ein offensichtlicher Trick, den jeder benutzt. Mode ist stoffgewordene Soziologie, sie kann auf Beziehungen und Hierarchien verweisen, früher war sie ein Distinktionsmerkmal zwischen Ständen und sozialen Schichten.

So gesehen sind heute die Stylisten der Stars und Politiker wahre Machtfaktoren. In einem Interview mit der *New York Times* gab die Kostümdesignerin von *House of Cards*, Kemal Harris, die sonst auch Stars für den roten Teppich anzieht, zwei simple Ratschläge, um mit Mode Überzeugungskraft auszustrahlen: »Stoffe vermeiden, die leicht knautschen und schnell faltig aussehen. Und bedruckte Kleidung vermeiden.«

Die Figur der Claire Underwood trägt meist straffe, maßgeschneiderte Mantelkleider, Rollkragen oder Pencilskirts, in der Regel einfarbig, oft in militärischen Tönen, Olivgrün, Marineblau oder Schwarz. Die Formensprache ihrer Kleider ist so klar und reduziert, dass die Frau darin nur entschieden und konsequent wirken



kann. Die ganze Psychologie der Figur liegt in diesen Kostümen, ihre Körperhaltung, ihre Ästhetik, ihre Vergangenheit und was diese Figur von der eigenen Zukunft erwartet. »Jedes Kleid ist ein Subtext, ein Teil der Narration«, sagt die Kostümdesignerin.

Claire Underwood kämpft in der Serie gegen das Establishment in Washington, und so zieht sie sich auch an. Sie trägt eng geschnallte Gürtel, sogar Epauletten und übrigens auch Kleider des Schweizer Modelabels Akris. Was ganz sicher kein Zufall ist, denn zu den Kundinnen dieses Labels zählen auch Politikerinnen wie die früheren US-Außenministerinnen Madeleine Albright oder Condoleezza Rice.

Nun mag Disziplin beim Dresscode in den USA eine größere Rolle spielen als auf anderen Kontinenten. Bereits 1975 beschrieb der Amerikaner John T. Molloy in seinem Bestseller *Dress to Success* und zwei Jahre später in *The Woman's Dress for Success Book* sein Konzept des »Power-Dressing«, eine Art Knigge dafür, wie man die Wirkung der Kleidung einsetzt, um erfolgreicher im Job zu werden. In den 1980er-Jahren erlebte das Power-Dressing in Form von riesigen Schulterpolster, breiten Revers und High Heels (stilbildend: die Seifenoper *Reich und Schön*) den vorläufigen Höhepunkt.

Dafür, dass Mode als Mittel zur Macht und Diplomatie eingesetzt wird, finden sich zahlreiche Beispiele. Wenn Michelle Obama etwa zu einem Staatsbankett mit dem koreanischen Präsidenten eingeladen war, dann suchte sie zuvor in New York nach einer aus Korea stammenden Designerin. Es gab immer starke Frauen in der Politik, die ihr Äußeres bewusst einsetzten: Indira Gandhi in ihren Saris. Oder Margaret Thatcher mit ihrem steif gesprayten Haarhelm, ihrem Schmuck, ihren Kostümen.

Der britische Modejournalist Robb Young machte sich 2011 in seinem Buch *Power Dressing* die Mühe, den Kleidungsstil von Politikerinnen und First Ladys genauer zu analysieren. Anhand von Fotografien und seinem modehistorischen Wissen zeigte er, welche Politikerin oder First Lady mittels Mode dem Blick von Millionen Menschen standhält. Young beschrieb schillernde Politpromis wie Carla Bruni-Sarkozy



oder Julija Timoschenko, aber auch unbekanntere Frauen wie Chantal Biya, die First Lady Kameruns, oder Rania Faisal Yasin, die Königin von Jordanien.

Natürlich machen sich auch Männer die Macht der Mode zunutze. Barack Obama war zweifellos der stilicherste Präsident der Vereinigten Staaten, ob im legeren Karohemd oder im Maßanzug. Er wurde für seine Lässigkeit bewundert, optisch fügte sich Obama in die verschiedensten Situationen. Gerhard Schröder hingegen machte während seiner Amtszeit als »Kanzler in Kaschmir« negative Schlagzeilen. Die von ihm getragenen Brioni-Anzüge und Zigarren duldete man seinerzeit bei Bankern der Wall Street oder anderen Berufsgruppen, aber ein deutscher Sozialdemokrat galt damit als eitel und weniger vertrauenswürdig.

Macht, Attitüde, Ausdruck. Hinter den Kulissen sorgt meist ein ganzer Stab von Beratern und Stylisten dafür, die Stars oder Politiker zum Strahlen zu bringen. Mode kann ein Understatement sein oder die Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sie ist oberflächlich, aber zugleich ist sie stark aufgeladen mit Symbolen, die immer eine Geschichte erzählen.

Claire Underwood und ihr TV-Ehemann Francis vereinen in *House of Cards* Ausdruck, Pose und Kleidung überzeugend. Ebenso wie Michelle und Barack Obama in der Realpolitik. Wenn alles zusammenkommt, dann geschehen auch schon mal kleine Wunder: Als der frisch gewählte US-Präsident Barack Obama von der gesamten westlichen Welt wie ein Zauberer erwartet wurde, der die trübe Welt in eine schöne verwandeln würde, gab es Gerüchte, auch Fotos, mit denen sein ergebenes Publikum zu belegen versuchte, dass der Mann einen Heiligenschein habe.

**Silke Weber** *unterzog sich für diese Recherche einem Selbsttest, legte sich zusammengekauert auf den Boden und sagte: Ich fühle mich großartig! Es fühlte sich anders an. Entscheidend für ihr wahres Empfinden war die Körperhaltung*

ZEIT WISSEN 4/2018